

VILLA GLOBAL

THE NEXT
GENERATION

LESEHEFT ZUR AUSSTELLUNG

INHALT

S. 1 **Grußwort**
Jutta Kaddatz

S. 2 **Zum Thema**
Petra Zwaka

S. 5 **Wer wohnt in der Villa?**
15 Kurzportraits

S. 6 Laura

S. 9 Jonni

S. 12 Hanadi

S. 15 Christa

S. 18 Nirit

S. 7 Cem

S. 10 Essfandiar

S. 13 Marthe

S. 16 Alexander

S. 19 Pegah

S. 8 Laila

S. 11 Rose-Anne

S. 14 Theokleia

S. 17 Sadaf

S. 20 Banu

S. 21 **Aussagen über ...**

S. 22 Berlin

S. 29 Feste

S. 37 Identität

S. 43 Religion

S. 52 Vermischtes

S. 25 Erziehung

S. 30 Freundschaft + Liebe

S. 40 Klischees + Rassismus

S. 46 Sprache

S. 27 Familie

S. 33 Heimat

S. 42 Migrationshintergrund

S. 49 Zukunft + Träume

S. 53 **Glossar**

S. 61 **Impressum**

 ie kulturelle Vielfalt Berlins ist ein großer Reichtum. Sie spiegelt sich mittlerweile in nahezu allen Lebensbereichen wider. Kulturelle Vielfalt meint nicht das Betonen der kulturellen Unterschiede. Denn die werden oft zu leichtfertig beschworen und zwar meistens dann, wenn es Probleme im gesellschaftlichen Miteinander gibt. Dann werden Menschen entlang angeblich eindeutiger Kulturgrenzen unterschieden und auf ihre kulturelle Zugehörigkeit reduziert. Aber nur auf den ersten Blick liefert der Verweis auf kulturelle Unterschiede einfache Antworten oder ist geeignet, Konflikte zu lösen.

Der Deutsche Kulturrat hat bereits 2007 für einen Wechsel von der Defizit- zur Potenzialperspektive plädiert. Viele der Kinder und Jugendlichen von Familien mit einer Einwanderungsgeschichte sind inzwischen hier geboren, sie sehen ihre Zukunft in Berlin und beanspruchen zu Recht ihren gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft. Dieses Potenzial gilt es wahrlich zu nutzen.

Im Bezirk Tempelhof-Schöneberg macht der Anteil der Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund mittlerweile 31,2% aus. Die höchsten Anteile sind bei den jüngeren Altersgruppen zu finden. Deshalb kommt der Bildung, insbesondere der interkulturellen Bildung, eine große Bedeutung zu, mit dem Ziel, vor allem bei jungen Menschen kreative Potenziale zu wecken und ihre Identitätsentwicklung zu fördern.

Ich freue mich deshalb sehr, dass das Jugend Museum gemeinsam mit verschiedenen Kooperationspartnern und Menschen aus dem Bezirk und

darüber hinaus das von Beginn an partizipatorisch angelegte Projekt »Heimat Berlin. Migrationsgeschichte für Kinder« durchgeführt hat. Mehr als 1.600 Kinder und Jugendliche waren in den ersten beiden Jahren über Lernwerkstätten und künstlerische Projekte an dem Arbeitsprozess aktiv beteiligt. In der zweiten Projektphase unterstützten viele Einzelpersonen die Erarbeitung der Ausstellung **VILLA GLOBAL – THE NEXT GENERATION**. Ihr monatelanges Engagement war bemerkenswert und kommt nicht zuletzt in den hier nachlesbaren Interviewauszügen zum Ausdruck.

Die ausstellungsbegleitende Broschüre, die sich als nachhaltiges Ergebnis an Lehrerinnen und Lehrer sowie Multiplikatoren in der außerschulischen Bildung richtet, dokumentiert nicht nur die Erinnerungen der Interviewpartnerinnen und -partner an die eigene Migrationsgeschichte oder die ihrer Eltern, sondern gibt auch Einblicke in ihr heutiges Leben und die damit verbundenen Herausforderungen unserer Einwanderungsgesellschaft.

Mein Dank gilt allen, die zum Gelingen des Vorhabens beigetragen haben, nicht zuletzt dem Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend, das mit seiner dreijährigen Projektförderung im Programm »Toleranz fördern – Kompetenz stärken« die finanzielle Grundlage geschaffen hat.

Jutta Kaddatz

Stadträtin für Bildung, Kultur und Sport und stellvertretende
Bezirksbürgermeisterin von Tempelhof-Schöneberg

ZUM THEMA

Berliner Kinder und Jugendliche wachsen heute in einer Stadtgesellschaft auf, die von einer kulturellen Vielfalt geprägt ist wie nie zuvor. Eine Gesellschaft, in der ganz selbstverständlich Menschen leben, die sich mehreren kulturellen Räumen zugehörig fühlen, deren Identitäten wechseln können, in Bewegung sind.

2

Im Berliner Bezirk Tempelhof-Schöneberg machen die Heranwachsenden mit sogenanntem Migrationshintergrund inzwischen fast die Hälfte der unter 18-Jährigen aus, mit steigender Tendenz. Sie leben hier in der dritten und vierten Generation, sind in Berlin geboren, fühlen sich hier zu Hause, beherrschen die Alltagscodes der Großstadt. Für ihr Leben ist nicht die Zuordnung zu einer ethno-kulturellen Gruppe von Bedeutung, sondern die eindeutige Zugehörigkeit zu Berlin. Nur die wenigsten verfügen über eine eigene Erfahrung mit Migration, müssen sich aber immer wieder mit ethnischen Zuschreibungen auseinandersetzen, entweder, weil der Name anders klingt oder sie »migrantisch« aussehen. »Wo kommst du her?« werden sie gefragt, auch dann, wenn sie das Herkunftsland ihrer Eltern und Großeltern nur aus den Sommerferien kennen und kein schlechteres Deutsch sprechen als ihre bio-deutschen Mitschülerinnen und Mitschüler.

Wie kann ein Jugend Museum, das 1995 mit dem Anspruch eröffnet wurde, jungen Menschen zwischen 8 und 18 Jahren über die Auseinandersetzung mit Geschichte zu einem Verständnis ihrer selbst und ihrer Umwelt zu verhelfen, auf diese gesellschaftliche Situation reagieren? Als integraler Teil der Museen Tempelhof-Schöneberg ist das Jugend

Museum eng mit der lokalgeschichtlichen Arbeit verbunden. Als Ort der Nachbarschaft versteht es sich als Teil des lokalen Umfeldes. Von Beginn an haben wir konsequent den Weg verfolgt, nicht nur zurück in die Geschichte zu blicken, sondern auch die Gegenwart zum Ausgangspunkt unserer musealen Praxis zu nehmen.

2003 haben wir aufgrund der demographischen Entwicklung der Gesellschaft und einer stetig wachsenden kulturellen, sprachlichen und religiösen Diversität eine Ausstellung eröffnet, in der auf ungewöhnliche Weise ein Dialog mit Kindern und Jugendlichen verschiedenster Herkunft geführt werden sollte. Wir nannten sie **VILLA GLOBAL** und wollten damit zum Ausdruck bringen, dass jeder Gast willkommen und eingeladen ist, sich »im Labyrinth der Kulturen« – so der Untertitel – auf persönliche Entdeckungsreise zu begeben. Am Eingang war zu lesen: »Wer weiß schon, wie seine Nachbarn leben? Zumal, wenn sie aus anderen Ländern kommen. In der **VILLA GLOBAL** kannst du fremde Türen öffnen und dich umschaun!«

Obwohl die Ausstellung nur für ein Jahr geplant war, blieb sie aufgrund der großen Nachfrage weitgehend unverändert bis 2011 im laufenden Programm. Zu dieser Zeit gab es erst wenige Beispiele interkultureller Bildungsarbeit im Museum, die ihre inhaltliche und methodische Ausrichtung aus der biographischen Arbeit mit Zugewanderten schöpfte – ein Ansatz, der insbesondere für Kinder und Jugendlichen einen unmittelbaren Zugang versprach. Wer ein Thema musealisiert, das noch Teil eines laufenden gesellschaftlichen Diskurses ist, muss damit

rechnen, dass ihn die Gegenwart irgendwann überholt. Vor dem Hintergrund zunehmender »Ausländerfeindlichkeit« seit den 1990er Jahren und der Diskussion um Multikulti und Integration hatten wir seinerzeit den Schwerpunkt auf Wissensvermittlung über die Herkunftsländer der Zuwanderer gesetzt. Nun sahen wir uns nicht selten mit dem Vorwurf konfrontiert, die Personen wären ausschließlich ethno-kulturell festgelegt und die Räume würden zum Teil Stereotype produzieren. Nicht nur die Migrationsdebatte hatte sich in der Zwischenzeit verändert, auch das Museumspublikum selbst. Ein anderer Blick mit dem Ziel der Erneuerung war also dringend notwendig.

Zur Neugestaltung der **VILLA GLOBAL** entwickelten wir 2011 ein dreijähriges Modellprojekt, mit dem wir hinterfragen wollten, welche Relevanz die gewachsene Diversität auf den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen für die künftige Arbeit des Jugend Museums haben kann. Es erhielt den Arbeitstitel »Heimat Berlin«, quasi als Programm, in dem die Herkunft als wesentliches Identifikationsmerkmal von Menschen in den Hintergrund rücken sollte, zugunsten einer ganzheitlichen Betrachtungsweise, die nicht in die Falle der Kulturalisierung und Ethnisierung tappen wollte. Dazu sollte auch die Auseinandersetzung mit der Alltagsgeschichte der Migration gehören, nicht als Anhängsel an die eigentliche Geschichte, sondern als Chance, die historische Vergangenheit der Stadt aus einem multiperspektivischen Blickwinkel neu wahrzunehmen und Erinnerungen von Einwandererfamilien und ihren Nachkommen zu verorten und im historischen Bewusstsein unserer Gesellschaft zu verankern.

Ausgangspunkt für die inhaltliche Ausgestaltung der neuen **VILLA GLOBAL** waren die Ergebnisse von vorgeschalteten Workshop-Reihen, in denen wir zunächst weit in die (Migrations-)Geschichte des Bezirks zurückgingen, um dann im Anschluss zu fragen »Wer ist Berlin?« Bei der Suche nach neuen »Bewohnerinnen und Bewohnern« war nicht mehr die repräsentative Auswahl von im Bezirk ansässigen Migrantengruppen leitend, sondern die Frage, was macht diesen oder jenen Menschen für Kinder und Jugendliche interessant, welche Ähnlichkeiten zu ihrem eigenen Leben können sie feststellen, wo sehen sie Unterschiede. Natürlich ging es auch darum, ungewöhnliche Entdeckungen zu machen, die eine bisherige Einstellung in Frage stellen könnten. So findet sich im Raum von Laila der Satz: »Ich bin Moslem und habe eine jüdische Freundin, das glaubt mir keiner!«

Die neue **VILLA** trägt jetzt den Zusatz »**THE NEXT GENERATION**«, der durchaus mehrdeutig zu verstehen ist. Hier geht es nicht nur um die zeitgemäße Neuauflage einer Ausstellung. Im Mittelpunkt stehen Menschen zwischen 14 und 79 Jahren, die zum Leben unserer Stadt gehören, und die mit ihren Geschichten deutlich machen, warum eindeutige Zuordnungen so schnell problematisch werden können. Manche haben Eltern aus verschiedenen Ländern und wurden zweisprachig erzogen. Sie werden aktuell als »Bindestrich-Deutsche« bezeichnet. Manche sind aus den unterschiedlichsten Ländern jüngst nach Deutschland eingewandert, wie die junge Laura aus Polen, die sich als Europäerin sieht oder Theokleia aus Griechenland, die in Berlin eine Stelle als Theaterpädagogin finden möchte. Oder die 14-jährige

Sadaf aus Afghanistan, die mit ihrer Familie in einem Übergangswohnheim gelebt hat und unbedingt in Berlin bleiben will. Andere sind hier geboren und aufgewachsen. Sie haben keine eigenen Migrationserfahrungen und können mit den Erzählungen der Eltern und Großeltern meist nicht viel anfangen. Wieder andere werden nur für kurze Zeit hier sein, wie Marthe aus Ruanda, die für ein Freiwilliges Jahr nach Berlin kam oder Nirit aus Israel, die noch nicht weiß, wie lange sie hier wohnen wird. Und dann ist da noch Christa, die 1935 in Berlin geboren ist und inzwischen sechs Enkel hat.

14 Räume in der **VILLA** und 15 Menschen, die ihre Geschichten preisgegeben haben und von Beginn an aktiv an der inhaltlichen und räumlichen Gestaltung der Räume beteiligt waren. So arbeiteten sie mit bei der Auswahl der Exponate, der Fotos sowie des Ausstellungsmobiliars, schrieben eigene Texte oder redigierten unsere Kommentare. Über ein Vierteljahr dauerte diese Zusammenarbeit, die von intensiven Gesprächen und gemeinsamer Arbeit geprägt war. Die engagierte Beteiligung der neuen »Bewohnerinnen und Bewohner« gibt den Räumen eine Authentizität und Tiefe, die ohne sie niemals zu erreichen gewesen wäre. Die Bitte zur Mitarbeit hat am Anfang durchaus gemischte Gefühle hervorgerufen. So dachte Hanadi zunächst: »Warum soll ich mein Leben in einem Museum ausstellen, bin ich jetzt schon antik?« Doch dann war sie von der Idee fasziniert, ihren eigenen Raum zu gestalten. Sie will kräftige Farben, »nicht das Braun und Gold, das man sonst so oft in arabischen Wohnzimmern findet!« Über das Zusammensuchen der Bilder kommen die Erinnerungen an die Anfänge des Lebens in

Deutschland, die nicht nur gute sind. Am Ende, als der Raum fertig gestellt ist, sagt sie: »Es ist mir eine Ehre, hier dazugehören!« Rose-Anne, eine Journalistin, vergleicht den Prozess der Ausstellungsvorbereitung mit ihrer eigenen Arbeit. »Man kann keine guten Geschichten schreiben, wenn es keinen wirklichen Stoff gibt.« Sie betont die Empathie, die junge Menschen in den Räumen spüren können, um sich in das Leben anderer einzufühlen und Erlebnisse oder Haltungen nachempfinden zu können – eine Voraussetzung für moralisches Handeln.

Die Gestaltung der privaten, fast intimen Räume war eine Herausforderung auch für unser Museumsteam. Grenzen ernstnehmen war dabei eine wesentliche Prämisse – nicht nur Nehmen, sondern auch Geben, im Gespräch, im Aushandeln von Schwerpunktsetzungen und Umsetzen von Wünschen.

Das vorliegende Buch versammelt die Kurzportraits der neuen Bewohnerinnen und Bewohner und Auszüge aus den Interviews, die wir begleitend mit ihnen durchgeführt haben. Unser Dank gilt allen Beteiligten. Nur durch ihre Mitarbeit konnte es gelingen, in der **VILLA GLOBAL** eine neue, gemeinsame Geschichte zu erzählen.

Petra Zwaka

Leiterin des Fachbereichs Kunst, Kultur, Museen

WER WOHTNT IN DER VILLA ?

15 Kurzportraits



LAURA

6

198 km sind es von Berlin nach Gorzów Wielkopolski. **Laura** kennt die Strecke genau – legt sie jedes Wochenende zurück, wenn sie mit ihren Eltern »nach Hause« fährt. Lauras Eltern arbeiten seit fünf Jahren in Berlin, doch jede freie Minute verbringen sie in **Polen***. Laura ist erst vor drei Monaten zu ihnen nach Berlin gezogen, davor hat sie bei ihrer älteren Schwester in Polen gelebt und ihre Eltern nur ab und zu hier besucht.

Lauras älterer Bruder arbeitet schon seit einigen Jahren in Irland. Auch wenn ihre Familie über mehrere Länder verstreut ist, sagt Laura, haben sie alle noch einen sehr engen Kontakt miteinander. Für Laura sind ihre Eltern und Geschwister ihre besten Freunde, mit denen sie über alles sprechen kann.

Sie hat schöne Erinnerungen an die Kindheit in ihrer Heimatstadt und liebt die polnischen Feste und Traditionen zu Weihnachten oder Ostern. Am Wochenende geht sie in die Kirche – sie ist katholisch und Religion ist ihr wichtig.

Laura fühlt sich vor allem als Europäerin. Ihre Zukunft sieht sie in Berlin. Sie findet, Berlin ist eine moderne, starke Stadt. Ihr gefällt auch, dass hier so viele unterschiedliche Menschen leben. »In Polen in

meiner Heimatstadt waren wir alle gleich, alle polnisch. Berlin ist multikulti.« Sie hat viele Freundinnen aus unterschiedlichen Ländern, die sie in der Sprachschule kennengelernt hat, wo sie im Moment Deutsch lernt.

Im Herbst möchte sie studieren – Betriebswirtschaft oder etwas in der Richtung. Mit Babysitting verdient sie sich ein bisschen Geld. In ihrer Freizeit spielt sie Klavier, vor allem Chopin, oder trifft sich mit ihren Freundinnen und Freunden. Dann gehen sie auf Konzerte, ins Museum oder ins Theater.

Ein perfekter Tag für Laura ist, früh aufzustehen, keine Sorgen zu haben, Freunde und Familie zu treffen. Aber eigentlich, findet sie, »ist jeder Tag perfekt«. Ihr Traum ist eine eigene Wohnung, eine »Business-Women« zu sein – und dann, später mal, Familie und Kinder zu haben.

* Die mit einem Stern gekennzeichneten Begriffe oder Sachverhalte werden im Glossar hinten erläutert.

Cem ist Grafik-Designer mit einer großen Leidenschaft fürs Zeichnen. Überall finden sich seine Skizzen: auf Zetteln, Briefumschlägen und Prospekten – eigentlich auf allem, was ihm unter die Finger kommt. Außerdem liest er viel, geht öfter ins Kino und auch gerne mal aus, gerade in Berlin, wo es viele Clubs gibt.

Cem kann sich noch genau erinnern, wie es war, als er vor drei Jahren nach Berlin gezogen ist: »Ich bin mit der S-Bahn am Hauptbahnhof vorbei gefahren. Da war diese riesen Brachfläche! Ich kam aus London und da war immer alles eng und kein Platz, auch in der U-Bahn: kein Platz, die Zimmer in den WGs: ganz klein. Und dann auf einmal diese krasse Weite, dieses Potenzial, diese Leere.«

Aufgewachsen ist Cem in einer Kleinstadt am Rhein. Seine Eltern sind aus dem Osten der Türkei, aus Anatolien, dorthin gezogen. Sie gehören zum Volk der »Zaza«* und mussten aus ihren Dörfern fliehen, als sie in den Konflikt zwischen Kurden und dem türkischen Staat gerieten.

Cems Großeltern leben in Istanbul. Er besucht sie oft und liebt es, bei seiner Großmutter in der Küche zu sitzen oder am Meer spazieren zu gehen. Den Eltern war es immer wichtig, dass Cem und sein Bruder beide Kulturen kennenlernen und engen Kontakt zur Familie halten können.

Schon als Kind hat Cem davon geträumt, in einer Großstadt zu leben, am liebsten in New York. Er mag die Anonymität großer Städte, die Möglichkeit, interessante Leute kennenzulernen – und dass es keinen interessiert, was der andere macht, solange man

nicht auffällig wird. Vielleicht ist das für Cem besonders wichtig, weil er das Gefühl hat, gleich mehreren Minderheiten anzugehören: »Obwohl ich in Deutschland aufgewachsen bin, werde ich nach außen hin als Türke wahrgenommen, nach innen hin sind wir Zaza, eine Minderheit mit eigener Sprache, eigener Kultur innerhalb der türkischen Kultur und innerhalb dieser Kultur bin ich wieder ein Sonderling durch meine **sexuelle Identität***, weil ich schwul bin.«

Für ihn war es ein wichtiger Reifeprozess, sich gegenüber der Familie und im Freundeskreis als schwul zu outen. Während Homosexualität in andern Kulturen offener gelebt wird, fällt türkischen, syrischen und arabischen schwulen Männern ein **Coming-out*** besonders schwer, hat Cem in seinem Umfeld beobachtet. Viele von ihnen geben vor, bisexuell zu sein oder eine Freundin zu haben. Sie leiden sehr darunter, etwas sein zu wollen, was sie nicht sind. Cem ist jedoch davon überzeugt, dass es wichtig ist, zu sich selber zu stehen – es ist der einzige Weg glücklich zu werden.

Dennoch ist er vorsichtig und wägt ab, wieviel er von sich preisgibt. Leider gibt es auch in Berlin Menschen, die voller Hass sind und andere Lebensweisen nicht akzeptieren.





LAILA

8

Wenn **Laila** in den Libanon fährt, bringt sie ihren Verwandten oft Kaffeetassen mit dem Berliner Bären mit. Auf dem Rückweg hat sie Messinggeschirr und Gewürze im Gepäck. In ihrer Berliner Wohnung gibt es viele Dinge aus dem Libanon und in ihrer Beiruter Wohnung viele Souvenirs aus Deutschland.

Laila ist beides: Deutsche und Libanesin. Ihr Vater kam in den 1960er Jahren zum Arbeiten nach Berlin und lernte hier ihre Mutter kennen, eine Deutsche. Laila und ihre beiden Geschwister sind in Berlin geboren. 1979 zog die Familie dann in den Libanon, damit die Kinder auch mit der arabischen Kultur und Sprache des Vaters vertraut werden. Im Libanon herrschte **Bürgerkrieg***. Laila hatte damals große Angst in Beirut, aber glücklicherweise passten die Schutzengel auf sie auf, sagt sie.

Laila war damals 10 Jahre alt, konnte kaum Arabisch und wusste nichts über Religion. Doch sie hat die Sprache schnell gelernt und wollte auch unbedingt Kopftuch tragen – angeregt durch einen Film über eine Nonne, die ja auch den Kopf bedeckt hatte. Damals dachte sie, Nonne sei ein Beruf. Ihre Schwester entschied sich gegen das Kopftuch. Der Vater hat beiden Mädchen die Wahl gelassen.

1986 kam die Familie zurück und lebt seitdem in Berlin. Lailas Vater ist vor einigen Jahren gestorben. Auf seinen Wunsch hin wurde er in seinem Heimatdorf im Libanon begraben. Laila stand ihrem Vater sehr nahe. Er hat ihr immer viel Freiraum gelassen und ihre Erziehung wesentlich geprägt. Dabei war er oft »deutscher« als die Mutter.

»Wir sollten die guten Sachen von den Deutschen übernehmen und die guten Sachen von den Arabern, so ein Mischmasch«, sagt Laila. Von den Deutschen zum Beispiel die Pünktlichkeit und von der arabischen Kultur die Religiosität und Barmherzigkeit.

Laila fühlt sich auch in beiden Kulturen zu Hause, spricht Deutsch und Arabisch, je nach Situation. Als sie von den Berliner Behörden einmal aufgefordert wurde, einen Integrationskurs zu machen, hat sie sich sehr darüber geärgert und dem Sachbearbeiter ihre Meinung gesagt.

Seit 2007 ist Laila verheiratet. Sie hat lange nach einem passenden Mann gesucht, denn sie wollte keinen typisch arabischen »Macho-Mann«, aber auch keinen typisch deutschen. Am Ende hat sie im Libanon durch Zufall den Richtigen gefunden.

Im Moment macht Laila eine Umschulung zur Bürokauffrau. Ihr Traum ist es, zusammen mit ihrem Mann ein Geschäft mit Imbiss aufzumachen, »irgendwas mit Lebensmitteln, weil wir ja beide sehr gut kochen können. Ich lerne ja jetzt Buchhaltung, dann kann ich das Geschäft gut leiten.«

Jonni war viereinhalb Jahre alt, als er mit seiner Familie aus Israel nach Deutschland kam. Bald zogen sie nach Berlin-Schöneberg. Noch in der Grundschule entdeckte Jonni sein Talent fürs Schreiben und insbesondere seine Vorliebe für gereimte Texte. Es wurde für ihn schnell klar, dass er seine Gedanken und Gefühle so besonders gut ausdrücken konnte. Hinzu kam, dass in seiner Familie viel musiziert wurde, er selbst hatte drei Jahre Klavierunterricht.

Mit 15 fing Jonni an **Freestyle*** zu rappen und gab sich den Künstlernamen »Ben Salomo«. Und vor drei Jahren gründete er mit Freunden die Hip-Hop-Show »**Rap am Mittwoch***«. Jonni hat damit sein Hobby zum Beruf gemacht. »Freestylen oder Texte schreiben, das ist für mich wie die Luft zum Atmen«, sagt Jonni. Rap-Musik steht für ihn im Mittelpunkt und er möchte die Freude daran auch anderen vermitteln. Bei Rap-Battles gibt er jungen Rappern die Möglichkeit, erste Erfahrungen vor Publikum zu sammeln.

In Berlin und besonders in Schöneberg, wo er auch heute noch lebt, fühlt sich Jonni sehr wohl. Zu Israel, dem Land, in dem er geboren wurde und wo ein großer Teil seiner Verwandten lebt, hat er immer noch eine starke Verbindung. Er spricht sehr gut Hebräisch, ist vertraut mit der israelischen Kultur und mag das sommerliche Wetter. Er empfindet auch für Israel starke Heimatgefühle, aber er ist ein israelischer Berliner oder ein Berliner Israeli. Letztlich gilt für ihn: »Meine Heimat ist die Gegend, in der ich groß geworden bin, in Berlin sag ich mal.«

Jonnis Mutter kam mit ihren Eltern in den 1970er Jahren von Odessa nach Israel, die Familie seines Vaters lebte ursprünglich in Rumänien. Für Jonni ist

es schön, verschiedene kulturelle Einflüsse in der Familie zu haben. Die gemeinsame Verbindung ist die jüdische Religion. Auch wenn Jonni nicht besonders religiös erzogen wurde, spielen jüdische Traditionen und Feiertage eine Rolle in seinem Leben. Das kann man auch in seiner Wohnung sehen, in der im Türrahmen eine **Mesusah*** hängt und an der Wand eine **Chamsa*** sowie ein **hebräischer Haus-Segen***.

Als Jugendlicher machte Jonni die Erfahrung, von Leuten plötzlich ausgegrenzt zu werden, sobald sie erfuhren, dass er Jude ist. Aber er hatte schon damals Freunde aus verschiedenen Kulturkreisen. Und heute erst recht! Offensein gegenüber anderen Menschen ist für Jonni wichtig. Er hat sich gut gemerkt, was seine Mutter zu ihm sagte, als sie ins fremde Berlin zogen: »Jonni, wir sind jetzt in einem anderen Land und in diesem Land gibt es Menschen, die haben dunkle Haut, manche haben weiße Haut, manche haben solche Augen usw. Egal wie sie aussehen, das sind alles liebe Kinder, mit denen kannst du auch spielen.« Jonni denkt, alle Eltern sollten ihren Kindern das sagen. »Dann würde man eine ganze Menge an Blödsinn vermeiden können.«





ESSFANDIAR

Essfandiar ist ein politisch engagierter Mann. Besonders in seinem Heimatland Iran war er sehr aktiv. Als **Schah-Gegner*** musste er 1973 für sechs Jahre ins Gefängnis. Als er schließlich entlassen wurde, lebte er eine Weile mit seiner Familie im Untergrund – aus Angst wieder verhaftet zu werden. Das war eine sehr schwere Zeit. 1983 ging er mit seiner Frau und dem kleinen Sohn in die Sowjetunion. Nach dem Mauerfall kam er über Dortmund nach Berlin, wo er nun seit über 20 Jahren lebt. Berlin mag er vor allem an Weihnachten. »Vor Weihnachten sehe ich, dass Berlin schön ist. Heller!«

Von Beruf ist Essfandiar Historiker. Er absolvierte sein Studium in Minsk. Auch privat interessiert er sich sehr für Geschichte und liest viele Bücher, hauptsächlich über Alte Geschichte, Politik und Architektur. Er gibt sogar Verwandten und Freunden Unterricht, aber nicht aus finanziellen Gründen, sondern »wegen der interessanten Sache«. Eine Zeitlang hat er auch in einem Museum gearbeitet.

Essfandiars ganzer Stolz ist sein Sohn Kaweh, der in Erfurt, Moskau, London und Harvard Staatswissenschaften studierte und nun als Energieexperte bei einem großen Ölkonzern in London arbeitet. Die

Beiden haben ein sehr gutes Verhältnis. Zusammen besuchten sie 2006 ihre Verwandten im Iran – zum ersten Mal nach 23 Jahren! Sie konnten wegen der Aufregung und Freude des Wiedersehens drei Nächte nicht schlafen.

Essfandiar ist ein leidenschaftlicher Fußballfan. Es freut ihn sehr, dass sich die iranische Nationalmannschaft für die Weltmeisterschaft in Brasilien qualifiziert hat. Er wird die Spiele genau verfolgen und das iranische Team kräftig anfeuern – aber auch das deutsche. Darüber hinaus unterstützt Essfandiar das Volleyball-Team und das Basketball-Team des Iran, die beide in Asien erfolgreich sind.

Tradition wird bei Essfandiar groß geschrieben. So ist er Sänger in einer persischen Volksmusikgruppe, die auf Festen spielt. Am 20. März feiert er mit der Familie **Nouruz***, das iranische Neujahrsfest. Alle sitzen fröhlich um den gedeckten Tisch und wenn das neue Jahr beginnt, küssen sie sich.

Den politischen Wechsel im Iran verfolgt Essfandiar mit großen Erwartungen und Hoffnung. Im Sommer 2013 wurde der vergleichsweise moderate **Hassan Rohani*** zum neuen Präsidenten gewählt. »Ich sehe das als Chance«, sagt Essfandiar. Nach über 30 Jahren im Exil denkt er nun darüber nach, vielleicht wieder in den Iran zurückzugehen. Doch Deutschland möchte er niemals ganz den Rücken kehren. »Deutschland ist für mich auch Heimat. Das kann ich nicht vergessen.«



Rose-Anne ist Journalistin und Autorin. Sie wurde 1971 als Tochter **haitianischer Einwanderer*** in New York City, USA, geboren und wuchs dort und in Maryland auf. Früh lernte sie mit unterschiedlichen Identitäten zu jonglieren: Zu Hause spricht die Familie Französisch und **Kreolisch***, man diskutiert über französische Literatur, draußen ist sie US-Amerikanerin und spricht Englisch. Der Vater schärft ihr ein: »Du bist etwas Besonderes. Nur lass dir gesagt sein: Sie respektieren dich erst, wenn du alles zehnmal besser machst als sie.« Sie tanzt viel und träumt von einer Zukunft als Ballett-Tänzerin, aber für die Eltern steht fest: Unsere Tochter studiert. »Wer kennt hier eine sehr bekannte schwarze Ballerina? Ich bin Arzt und werde schlecht behandelt – wie soll es dann einem schwarzen Mädchen ohne Ausbildung ergehen?«, gibt der Vater zu bedenken. Rose-Anne entscheidet sich schließlich für ein Journalismus-Studium an der Columbia-University.

1998 führt ein **Fulbright-Stipendium*** sie nach Deutschland, wo sie ihren zukünftigen Mann kennenlernt. Das Leben hier ist anfangs nicht leicht: Sie fällt auf, immer wieder starren Leute sie an oder fragen sie freundlich nach ihrem Leben im Busch – obwohl sie als Großstadtmensch nie in ihrem Leben im »Busch« war. Inzwischen lebt Rose-Anne seit dreizehn Jahren in Berlin. Sie sagt, dass Berlin sich sehr zum Vorteil verändert hat: »Jetzt finde ich Berlin eine tolle Stadt, sehr spannend, sehr international und es ist immer was los. Berlin ist nicht unbedingt meine Heimat, aber ich lebe gerne hier.«

Ihr Mann ist Deutscher und stammt aus einer anthroposophischen Familie. Sie haben drei Söhne, die auf

eine deutsch-amerikanische Schule gehen. Das Leben in einer bikulturellen Familie empfindet Rose-Anne als bereichernd, aber manchmal auch ganz schön schwierig. »Wir haben sehr oft und sehr viel diskutiert: Das Kind kann Spielzeuge aus Holz haben, aber es darf auch manchmal kitschige Sachen aus New York haben. Es war ein Konflikt zwischen meiner haitianisch-amerikanischen Kultur und seiner anthroposophisch-deutschen Kultur.«

Familie ist für Rose-Anne alles. »Das gehört zur haitianischen Kultur. In Haiti trifft man Entscheidungen für die Familie: Was denken meine Eltern? Wie wirkt das in der großen Familie? Dagegen zählt hier eher das Individuum.«

Rose-Anne hat für verschiedene Zeitschriften über Integration und Bildung geschrieben. Über ihre Erfahrungen in Deutschland berichtet sie in ihrem Buch: »Buschgirl. Wie ich unter die Deutschen geriet.« Seit einiger Zeit ist sie bei einer Organisation tätig, die Journalisten in **Ländern des Arabischen Frühlings*** ausbildet.

Gerade hat sie eine Yoga-Ausbildung begonnen. Sie würde gern Yoga in Flüchtlingsheimen unterrichten.



HANADI

Hanadi ist eine Frau, die sich nichts gefallen lässt. Sie hat schon große Schwierigkeiten bewältigen müssen, viele davon haben mit der Ausländerbehörde zu tun, die ihrer Familie das Leben schwer macht.

Geboren wurde Hanadi 1980 in Beirut, obwohl ihre Mutter damals schon in Berlin lebte. Als sie zwei Jahre alt war, reiste ihre Mutter mit ihren zwei Kindern in ihr Heimatland, den Libanon, um dort die Ferien zu verbringen. Eine falsche Entscheidung, denn kurz darauf marschierten israelische Truppen in den Libanon ein. Das Leben der Familie war in Gefahr, der Vater wurde gefangen genommen. Erst 1989 – die Mauer war gerade gefallen – gelang es der Mutter mit ihren nun vier Kindern wieder nach Berlin zu fliehen. Der Vater kam erst eineinhalb Jahre später nach. Hanadi kann sich an die Schrecken des Krieges erinnern, sie hat Angst, den Libanon zu besuchen, obwohl sie Sehnsucht nach dem Geruch des Meeres hat. »Ich bleibe lieber in Deutschland und bin sicher.«

Wie vielen **Bürgerkriegsflüchtlingen*** wird der Familie in Deutschland kein **Asyl*** gewährt. Dreizehn lange Jahre müssen sie in verschiedenen Heimen wohnen und ständig Angst vor der **Abschiebung*** haben. »Viele Familien sind daran zerbrochen, wir

nicht!« Hanadi wechselt sieben Mal die Schule, trotzdem schafft sie den Erweiterten Hauptschulabschluss. Sie ist jetzt 16 Jahre, wohnt zwangsweise in Marzahn und wird auf der Straße als »Scheiß-Ausländer« beschimpft. Das Ausländerrecht verbietet alles: Sie darf nicht weiter zur Schule gehen, keine Ausbildung beginnen und nicht arbeiten. »Ich hätte studieren können«, denkt sie sich heute, »ich bin klug genug«. Stattdessen heiratet sie und bekommt drei Söhne. Die Ehe ist unglücklich, auf Zuraten und mit Unterstützung ihrer Eltern lässt sie sich scheiden. »Ich will nie mehr heiraten.« Hanadi selbst hat einen libanesischen Pass, ihre Jungs sind immer noch **staatenlos***. Alle sechs Monate muss sie zur Ausländerbehörde gehen und ihren Aufenthalt verlängern lassen. Als sie mit 24 Jahren endlich einen sicheren Aufenthaltsstatus bekommt, zieht sie sofort nach Neukölln. Hier wird sie nicht mehr komisch angesehen und beschimpft, sie fühlt sich wohl und will bleiben. »Keiner nimmt mich hier als Außerirdische wahr.«

Sie beginnt als **Stadtteilmutter*** und Stadtführerin in Neukölln zu arbeiten. Als Stadtteilmutter unterstützt sie arabische Familien in Neukölln, deutsche Gesetze und Ämter zu verstehen und mit Problemen zurechtzukommen. Als Stadtführerin bringt sie deutschen Gruppen Neukölln nahe – und zeigt ihnen, dass auch eine Frau mit Kopftuch eine eigene Meinung und viel Humor haben kann.

Der muslimische Glaube hilft ihr, richtige Entscheidungen zu treffen und ihre Kinder zu anständigen Menschen zu erziehen. Hanadi liebt ihre große laute Familie über alles. Sie tanzen zu Hochzeitsvideos mit **Dabke-Musik***, helfen einander und lassen keinen traurig nach Hause gehen.



Marthe lebt für ein Jahr in Berlin. Sie kommt aus **Ruanda*** in Ost-Afrika und macht ein Freiwilliges Soziales Jahr im Jugend Museum. Ins Ausland zu reisen war für Marthe ein großer Traum. Sie will neue Freunde treffen, eine neue Sprache lernen und erfahren, wie sich das Leben in Deutschland von dem in Ruanda unterscheidet.

Marthes Muttersprache ist **Kinyarwanda***. Außerdem spricht sie Englisch, Französisch, ein bisschen **Swahili*** und lernt gerade Deutsch. Ihre Lieblingsformulierungen auf Deutsch sind: »Megasuper!«, »Guck mal hier!« und »Keine Ahnung!«.

Übers Internet steht Marthe in engem Kontakt mit ihrer kleinen Schwester und ihren beiden Brüdern in Ruanda. Die Geschwister haben ein besonders enges Verhältnis zueinander, weil sie schon sehr früh ihre Eltern verloren haben. Von ihrer Schwester hat sie zur Abreise eine Tasche geschenkt bekommen mit den Worten: »Bitte vergiss Ruanda nicht und denk dran: Wir lieben dich weiterhin!«

Bevor Marthe nach Berlin kam, studierte sie in Kigali, der Hauptstadt Ruandas, Bank- und Finanzwesen. Aber die Arbeit mit den Kindern im Museum gefällt ihr so gut, dass sie überlegt, nach ihrer Rückkehr eine pädagogische Ausbildung zu machen, um auch in ihrer Heimat mit Kindern arbeiten zu können.

Dass Marthe hier sein kann, ist eine Besonderheit: Einige junge Deutsche, die in einem südlichen Land ein freiwilliges Jahr leisten konnten, gründeten vor ein paar Jahren den Verein »**Zugvögel e.V.***«. Er hat das Ziel, den Austausch auch andersherum zu organisieren und jungen Menschen aus Ländern

des globalen Südens die Chance eines freiwilligen Engagements in Deutschland zu bieten. Über eine Partnerorganisation in Ruanda konnte sich Marthe dann für Berlin bewerben.

Marthe liebt Farben und sie liebt es zu shoppen. Vor allem Taschen. Gerne stimmt sie Haarschmuck, Tasche und Schuhe auf die Farbe ihrer Kleidung ab. In Ruanda ist das bei vielen jungen Frauen sehr beliebt und nennt sich »Concordance«.

Einen wichtigen Stellenwert in Marthes Leben haben der Glauben und die Gemeinschaft in einer Kirchengemeinde. In Kigali sang sie im Kirchenchor und verbrachte ihre Wochenenden in der Kirche. In Deutschland vermisste sie ihre Kirche zuerst sehr, in den Gottesdiensten, die sie hier besuchte, fehlte die Heiterkeit. Alles erschien ihr so geordnet und still, jeder sang für sich, die Augen im Gesangsbuch. In Ruanda wird laut und frei in der Gruppe gesungen. Wenn der Pastor seine Predigt gehalten hat, können die Menschen nach vorne kommen und Gott Dank sagen, für konkrete Hilfe, die sie bekommen haben. Zum Glück hat sie nach einigen Wochen in Berlin ein nigerianisches Mädchen getroffen, das auf dem Weg zu ihrer Kirche war und sie gleich einlud. Dort gefällt es ihr.



THEOKLEIA

Theokleia hat in Athen Theaterwissenschaften studiert und ist vor einem Jahr nach Berlin gekommen, um Theaterpädagogin zu werden. Das ist ihr großer Traum. Für dieses Ziel versucht sie momentan, schnell und gut Deutsch zu lernen. Sie besucht einen Intensiv-Sprachkurs und verdient gleichzeitig als Verkäuferin in einem Modegeschäft Geld zum Lebensunterhalt.

Die ersten Wochen in Berlin waren hart für sie. Es war Winter und sehr kalt und dunkel. Sie kannte niemanden. Eine Tante in Griechenland schlug ihr vor, einen griechischen Freund von ihr zu treffen, der in Berlin war, ein Maler. Theokleia ging hin und es stellte sich heraus, dass er auch Tango unterrichtet. Als er sie fragte, ob sie nicht Tango tanzen wolle, hatte sie gleich Lust. In dieser schwierigen Zeit in Berlin war der Tango eine große Hilfe. Durch die Tangoschritte lernte sie, dass es Sinn macht weiterzugehen, egal, was passiert.

Ihr Tangolehrer ist der Einzige, mit dem Theokleia in Berlin Griechisch redet. Sonst hat sie keinen Kontakt zu Griechen. »Die griechischen Kreise sind oft sehr geschlossen und es geht immer um die gleichen Themen. Das interessiert mich nicht so.«

Die **Krise in Griechenland*** und die Frage, wie dort alles weitergehen wird, ist ein großes Thema bei den jungen Griechinnen und Griechen, die ihr Heimatland verlassen haben, weil sie anderswo bessere Chancen sehen. Auch Theokleias Freundeskreis ist in alle Winde verstreut. Ab und zu machen sie eine Skype-Konferenz, damit sie einander sehen und sprechen können: Berlin – München – London – Athen.

Inzwischen wohnt Theokleia in einer Wohngemeinschaft, in der sie sich sehr wohlfühlt. Zentraler Platz ist dort die Küche. Sie kocht gerne und viel, manchmal auch für Freundinnen und Freunde. Besonders mag sie die alten Familienrezepte mit den geheimen Kniffen ihrer Großmutter. Sie findet das merkwürdig; bevor sie nach Deutschland kam, hatte sie vor allem Interesse an spanischer und französischer Küche. Doch nun bereitet sie lieber »Zucchini-Käse-Pita« zu, ein traditionelles griechisches Gericht.

Theokleia hat das Gefühl, in Berlin angekommen zu sein. Weil sie sich weniger Sorgen macht als zu Beginn, geht sie mit einem offeneren Blick durch die Straßen und entdeckt Berlin als eine Stadt, die an allen Ecken Geschichte erzählt.

Im Moment steht Theokleia vor einer schwierigen Frage: Soll sie ihren Traum, als Theaterpädagogin zu arbeiten, weiter verfolgen, obwohl ihr das sehr unsicher erscheint? Oder soll sie einen »sicheren« Weg einschlagen und eine Ausbildung zur Erzieherin machen, um auf dem Arbeitsmarkt in Berlin Fuß zu fassen?



Christa hat sechs Enkel im Alter zwischen vier und 28 Jahren. Das hält sie jung und auf dem Laufenden: Sie spielt auf der **Wii*** mit den Jüngeren und kennt die neueste Musik der Älteren, von denen einer in einer Band spielt und der andere in verschiedenen Clubs in Berlin auflegt. Bei sich zu Hause hört sie allerdings eher klassische Musik.

Christa ist 1935 in Berlin geboren. Das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte sie in einem kleinen Dorf in Thüringen, wohin die Familie dank der Voraussicht der Mutter evakuiert war. Ihre Eltern, die beiden jüngeren Schwestern und sie waren auf dem Hof einer Bauernfamilie untergebracht. Von dort aus sahen sie die ersten amerikanischen Panzer auf das Dorf zu fahren. Christas Vater hatte lange in Ägypten gelebt und sprach sehr gut Englisch. So konnte er den Soldaten schnell sagen, dass niemand im Dorf mehr kämpfen wolle. Damals war Christa 10 Jahre alt, aber sie kann sich noch gut an die Ereignisse erinnern.

Als die Familie dann nach Berlin zurückkehrte, fand sie ihr Haus in Pankow zerstört vor und zog zu den Großeltern nach Steglitz. Dadurch ist Christa im »Westen« aufgewachsen und nicht im »Osten«, was sie vor allem nach dem Mauerbau als Glück empfand.

Solange sie denken kann, hat Christa sich immer sehr für Politik interessiert. Schon mit ihren Eltern hat sie zu Hause lange diskutiert, bei Bundestagsdebatten konnte sie stundenlang zuhören – »da flogen die Fetzen« – und beim **Besuch Kennedys*** in Berlin war sie natürlich auch auf der Straße.

Heute läuft bei Christa meistens Inforadio und sie ist immer auf dem neuesten Stand. Manchmal ruft sie

auch beim Sender an, z.B. wenn in Sportsendungen nur über die Bundesliga der Männer berichtet wird und nicht über die Europameisterschaft der Frauen, selbst wenn die deutsche Nationalelf gewonnen hat – sowas geht nicht, findet Christa.

Als Christas Mann gestorben ist und ihre drei Kinder aus dem Haus waren, hat sie nochmal neu angefangen: Die ganze Einrichtung, »wie man sie damals so hatte, mit dunkler Schrankwand, die man sich in den 50er/60er Jahren angeschafft hat, weil es einfach „in“ war, das gefiel mir nicht mehr. Ich hab mir gedacht: Teure Möbel brauchst du dir nicht mehr zu kaufen, ich mach's mir jetzt so, wie es mir gefällt: leicht und locker und offen.«

Christa genießt ihren Lebensabend und ist dabei sehr aktiv. Dreimal in der Woche geht sie zum Training ins Fitnessstudio. Sie verreist gerne mit ihren Freundinnen und sie freut sich, wenn sie ihre Kinder und Enkel sieht. »Ich lebe gerne jetzt in meiner Zeit. Ich habe das Gefühl, dass ich mit meinem Leben sehr zufrieden bin.«



ALEXANDER

Alexander ist 16 Jahre alt und in Berlin-Steglitz aufgewachsen. Er liebt seinen Kiez: Da kennt er sich aus, da trifft er seine Freunde, da ist sein Zuhause. Seine Eltern kommen aus **Polen***, zu Hause sprechen sie Polnisch, aber Alexander antwortet meist auf Deutsch. Er fühlt sich als Berliner – weder als Deutscher noch als Pole.

Alexander hat sehr unterschiedliche Freunde. Er ist gerade auf eine Schule gewechselt, in der auch auf Polnisch unterrichtet wird. Viele seiner neuen Freunde sprechen polnisch, und er hofft, dadurch seine eigenen Sprachkenntnisse zu verbessern.

Alexanders Mutter ist Autorin – sie arbeitet für den Rundfunk und hat gerade ein Buch über Berlin veröffentlicht. Sein Vater arbeitet in Polen, er ist Leiter des **Solidarność***-Zentrums in Danzig und Herausgeber der deutsch-polnischen Zeitschrift **»Dialog«***. Zu Hause diskutieren sie häufig über Ereignisse und Politik in Polen. Aber Polen interessiert Alexander im Moment nicht so sehr. Sein Leben ist hier. Er trifft sich gern mit seinen Freunden, beschäftigt sich mit Musik, spielt Gitarre und zeichnet. Es ist ihm wichtig, sich kreativ ausdrücken zu können. Zurzeit denkt

er viel über sein Leben und seine Zukunft nach. Sein Traum ist es, Künstler zu werden und von seiner Kunst leben zu können. Allerdings schätzt er das als schwierig ein: »Ich hab das Gefühl, als müsste ich in so einem Muster leben, so wie alle anderen das tun müssen. Also zur Schule gehen, Studium machen oder eine Ausbildung und dann einen Job haben und arbeiten, arbeiten, arbeiten – solange, bis ich irgendwann Rentner bin oder tot. Und das will ich einfach nicht. Ich will, wenn es geht, das machen, was mich glücklich macht und was mich erfüllt.«

Sadaf – der Name bedeutet Muschel und ihre Großeltern haben ihn für sie ausgesucht, weil sie Muscheln sehr gerne haben.

Sadaf ist im Januar 2001 in Afghanistan in der Provinz Ghazni geboren. Dort lebte sie in einem Haus aus Lehm und Stein, von ihrem Vater und ihrem Onkel selbst gebaut. Vor zwei Jahren ist sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder Kambiz (7 Jahre) und ihrer Schwester Sahar (15 Jahre) aus Afghanistan geflüchtet. An die Flucht denkt sie nicht gerne zurück, es war eine lange und schwere Reise. Die Familie kam über Griechenland nach Deutschland und von Hamburg nach Berlin-Marienfelde in das **Übergangswohnheim***.

Um ihre Familie vor der **Abschiebung*** zu bewahren, hat sie auf einer Veranstaltung zum 50. Jahrestag der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde den Bundespräsidenten Joachim Gauck persönlich um Hilfe gebeten und erreicht, dass die Familie bleiben darf. Sie engagiert sich sehr für ihre Eltern und Geschwister und fühlt sich auch für deren Zukunft und Glück verantwortlich.

In Afghanistan durfte Sadaf als Mädchen nicht zur Schule gehen, aber ihre Mutter brachte ihr und ihren Geschwistern Lesen und Schreiben bei. Die Gedanken an ihre Großeltern und Verwandten in Afghanistan und die instabile politische Lage dort machen sie traurig. Sie versucht, sich auf ihr Leben in Berlin zu konzentrieren. So hat sie sehr schnell Deutsch gelernt und spricht mit ihren Geschwistern nur noch Deutsch, da sie auch schon viele Wörter aus dem **Dari***, der persischen Sprache, vergessen hat. In der Grundschule in Marienfelde hat sie viele neue



Freunde und Freundinnen gefunden, mit denen sie gerne Musik von Rihanna, Miley Cyrus und Aryana Saeed hört.

Seit Sadaf in Berlin lebt, trägt sie kein Koptuch mehr – außer bei den Moscheebesuchen, die sie donnerstags mit ihrer Familie macht. Sie fühlt sich auch ohne Kopftuch als Muslima.

Sadaf wünscht sich für ihre Zukunft, dass sie in Berlin bleiben kann. Sie mag, dass man hier auf den Straßen den unterschiedlichsten Menschen – Jungen, Alten, Frauen, Männern – begegnet und fühlt sich sehr frei in der Stadt. Sie weiß noch nicht, was sie später einmal werden will, vielleicht Friseurin. Ihre Eltern wünschen sich, dass sie Ärztin oder Lehrerin wird.



NIRIT

Nirit lebt seit über acht Jahren in Berlin. Sie wurde in der Stadt Ra'anana nördlich von Tel Aviv geboren. Hebräisch ist ihre Muttersprache, außerdem spricht sie fließend Englisch, ein bisschen Arabisch und natürlich Deutsch. In Israel hat sie Politikwissenschaft studiert.

Nirits Eltern sind beide in Israel geboren. Sie haben das neue Leben ihrer Tochter in Berlin begrüßt. Nirits Großeltern väterlicherseits aber waren Überlebende des Holocaust, sie sind in Israel gestorben, als Nirit noch ein Kind war. Wenn sie noch leben würden, wären sie nicht so begeistert davon, dass ihre Enkelin in Deutschland lebt, vermutet Nirit. Eine ihrer beiden Schwestern ist Grafikdesignerin und lebt seit zwei Jahren auch in Berlin.

Nirit ist Mitbegründerin der Initiative »Habait«. Das ist ein hebräisches Wort und bedeutet »das Haus«. Habait will israelische Kultur in Berlin präsentieren und den Austausch der israelischen Künstler untereinander stärken.

»Wenn ich neue Leute treffe und sie hören, dass ich aus Israel komme, da gibt es immer diese Frage, was ist Israel und was ist israelische Kultur, und was ist der Unterschied zwischen israelisch und jüdisch?

Und so ist »Habait« auch für mich persönlich ein Weg, zu zeigen: Ja, guck mal, das ist israelische Kultur, die nicht unbedingt mit Krieg zu tun hat oder mit der Vergangenheit oder wie auch immer.«

Die Initiative »Habait« will nicht politisch sein. Damit »Habait« weiter wachsen kann, wurde jetzt auch ein Verein gegründet. Nirit hat den Traum, eines Tages für »Habait« ein wirkliches Haus zu haben mit einer festen Adresse, vergleichbar dem Goethe-Institut oder dem Institut Français.

Nirit kocht sehr gerne und hat in ihrer Berliner Wohnung eine schöne Küche. In dieser Küche sitzt sie oft mit ihren deutschen, israelischen, arabischen und italienischen Freundinnen und Freunden zusammen. In Berlin hat Nirit entdeckt, wie ähnlich sich jüdische und arabische **Israelis*** oder Palästinenser sein können: »In Israel sind wir jüdisch und arabisch und hier kommen wir beide aus dem Nahen Osten und verstehen uns gut.«

Jüdisch oder israelisch? Seit sie in Berlin lebt, fragt sich Nirit das auch selbst: »Also ich muss sagen, ich bin eine jüdische Israeli, aber ich habe nie wirklich über meine jüdische Seite nachgedacht, als ich in Israel war. Aber ich fühle mich schon jüdisch und in Deutschland denke ich viel mehr darüber nach.«

Ein Leben ohne Musik kann **Pegah** sich nicht vorstellen. Sie hört am liebsten Hip-Hop und geht öfter zur Hip-Hop-Show »Rap am Mittwoch«. Sie lädt auch gerne Freunde zu sich nach Hause ein, wo dann Shisha geraucht und gerappt wird. Pegah hat einen großen Freundeskreis, viele von ihnen machen Musik.

Pegah ist 24 und Bürokauffrau von Beruf. Ihre Ausbildung hat sie im Öffentlichen Dienst gemacht und seit kurzem arbeitet sie als Geschäftsführerin bei den Museen Tempelhof-Schöneberg.

Sie spricht drei Sprachen – Deutsch und Persisch fließend sowie Englisch. Pegahs Lieblingssprache ist Deutsch, »ist ja meine Muttersprache, eigentlich nicht, aber irgendwie doch ... Wenn ich aufgeregt bin, spreche ich eher Deutsch, das ist meine Sprache.« Aufgewachsen ist Pegah in Berlin-Spandau. Ihre Eltern stammen aus dem Iran. Der Vater war dort Sänger und Journalist, die Mutter studierte Wirtschaft und arbeitete danach als Leiterin der Personalabteilung in einer Fabrik. Als der **Schah*** gestürzt wurde und **Chomeini*** an die Macht kam, haben sie ihr Heimatland verlassen – wie viele liberale Iraner, die vor dem Religionsterror der Islamischen Revolution flüchteten. Kennengelernt haben sich die beiden erst in Berlin.

Pegah wurde nicht religiös erzogen, aber sehr streng. »Mein Vater sagte, „Ich bin immer noch ein persischer Vater!“ Es war für ihn auch sehr schwer zu akzeptieren, dass wir jetzt hier in Deutschland sind, dass es hier mehr Freiheiten gibt.« In der Pubertät führte das zu vielen Konflikten, aber heute bezeichnet Pegah ihre Eltern als die besten Freunde – und

als Vorbilder. Sie ist stolz auf deren Lebensleistung: »Sie haben viel erreicht, dafür, dass sie in ein fremdes Land kamen und die Sprache nicht konnten. Ich hoffe, ich erreiche auch mal so viel.« Pegahs Traum ist es, bald eine eigene Familie zu haben; einen Mann, ein Haus und Kinder.

Zum Herkunftsland ihrer Eltern hat Pegah eine zwiespältige Beziehung. Einerseits ist der Iran »ein sehr schönes Land« und viele ihrer Verwandten leben dort, andererseits kann sie »die Politik nicht gutheißen«. Sie war vor acht Jahren zum letzten Mal dort und fand den Besuch emotional bewegend, aber auch belastend. »Wenn du im Iran bist, erzählen alle von ihren Problemen ... Außerdem kann man im Iran nicht viel machen, du kannst nicht feiern gehen. Im Urlaub mach ich auch gern Sport, aber wenn ich draußen joggen gehe, dann muss ich das mit Kopftuch machen und den hängenden Mantel, Monto, tragen.«

In letzter Zeit hat Pegah angefangen, sich mit der Frage nach ihrer Religion auseinanderzusetzen, denn »eigentlich wäre ich vom Glauben her Muslima und **Shiitin***.« Sie hat sich einen **Koran*** gekauft und möchte mehr wissen über den Islam.





BANU

Banu kauft gerne ein, wenn sie in der Türkei Ferien macht. Sie mag türkischen Kitsch, »dass alles so groß präsentiert wird, mit sehr viel Schnickschnack«. Die komplette Erstausrüstung für ihre kleine Tochter hat sie von dort mitgebracht. Die Türkei ist das Herkunftsland ihrer Eltern und Großeltern. Banu verbindet damit Heimat und Familie. »Schon wenn man aus dem Flieger kommt, bläst einem die Wärme ins Gesicht und man denkt, ach jetzt bin ich in der Türkei, ich bin jetzt zu Hause.« Doch nach drei Wochen freut sie sich, wieder »nach Hause nach Deutschland« zu kommen.

Banu ist 29 Jahre alt und in Berlin geboren und aufgewachsen. Hier hat sie auch ihre Ausbildung zur Zahnarzthelferin gemacht. Ihr Mann ist »auch hier geboren und hat die gleiche Kultur.« Die beiden haben eine zweijährige Tochter, über deren Zukunft sie sich viele Gedanken machen. Bis vor kurzem war Banu in Elternzeit, jetzt ist sie wieder berufstätig.

Früher hat Banu professionell türkischen Volkstanz ausgeübt. Heute hat sie dafür keine Zeit mehr. Trotzdem sagt sie: »Musik und Tanzen – das ist für mich Leben, das ist für mich, wie neu auf die Welt kommen.«

Banu spricht drei Sprachen – Türkisch, Deutsch und Englisch. Ihre Tochter will sie zweisprachig aufziehen. Wenn sie ihr deutsche Bücher vorliest, erfinden sie gemeinsam türkische Geschichten dazu. Es ist Banu sehr wichtig, ihr Kind auf das Leben mit zwei Kulturen und mehreren Sprachen vorzubereiten.

Banu beschreibt sich selbst als »deutsch-türkische moderne muslimische junge Frau«. Sie ist gläubig und versucht, den Regeln ihrer Religion entsprechend zu leben. »Natürlich lebe ich das wie in diesem Jahrhundert und nicht wie im letzten Jahrhundert!« Aktuell hat sie einen inneren Zwiespalt, da sie »noch nicht bereit ist« ein Kopftuch zu tragen.

Banus Eltern gehören zur zweiten Generation der Zugewanderten. Die Mutter zog als Kind mit ihrer Mutter und den Geschwistern von der Türkei nach Berlin. Hier lebte der Vater, der schon Jahre zuvor als »Gastarbeiter«* gekommen war und seine Familie endlich nachholen wollte. Banus Eltern lernten sich in Berlin kennen und heirateten auch hier. Sie hat bis heute ein enges Verhältnis zu beiden.

Ihre Familie ist gut integriert, sagt Banu, auch wenn sie manchmal das Gefühl hat, nicht ganz dazuzugehören. In der Türkei geht es ihr ähnlich, da wird sie als Deutsch-Türkin bezeichnet.

Banu fände es schön, wenn ihre Tochter in Istanbul aufwachsen könnte, das sie als junge, dynamische »Multi-Kulti-Stadt« beschreibt. »Aber das ist Wunschenken. Und eine finanzielle Frage. Aber ich würde nie komplett wegziehen aus Berlin ... Ich würde immer hin und her pendeln.«

AUSSAGEN ÜBER ...

BERLIN	FESTE	
FAMILIE	ERZIEHUNG	HEIMAT
FREUNDSCHAFT	IDENTITÄT	
LIEBE	MIGRATIONS- HINTERGRUND	
KLISCHEES	RELIGION	SPRACHE
RASSISMUS	VERMISCHTES	ZUKUNFT TRÄUME

BERLIN

Was ich an Berlin sehr mag ist, dass es eine sehr freie Stadt ist. Dass man hier verschiedene Identitäten haben kann. Es interessiert nicht, was der andere macht, solange man nicht auffällig wird. Man kann nach Berlin kommen und sein Leben so führen, wie man es will.

Du kannst irgendwo in Charlottenburg wohnen und ganz gediegen oder in Prenzlauer Berg und dort Naturkost und handgefertigte, nachhaltige Mode kaufen oder man wohnt halt im Wedding. Es ist wirklich interessant, wie unterschiedlich die Stadtteile sind.

Ich habe zuvor drei Jahre in London gelebt und ich werde niemals vergessen, wie ich hier in Berlin angekommen bin. Ich bin über Spandau gekommen und mit der S-Bahn am Hauptbahnhof vorbei gefahren. Da war da diese riesen Brachfläche! Ich kam aus London und da war immer alles eng und kein Platz, auch in der U-Bahn: kein Platz, die Zimmer in den WGs: ganz klein. Und dann auf einmal diese krasse Weite, dieses Potenzial, diese Leere.

CEM

Die Stadt erzählt ihre Geschichte und das finde ich wunderschön. **THEOKLEIA**

Ich bin eine richtige Schönebergerin. Ich habe immer hier gelebt. Ich fühle mich hier sehr wohl, war immer wie mein Revier. Ich liebe diese Straßen, wo ich früher als Kind gelebt habe. Es gibt bestimmte Straßen oder Spielplätze, die sind ja noch da, die erinnern mich an meine Kindheit. Ich hatte eine schöne Kindheit gehabt.

Jetzt wohne ich in Tempelhof, auch eine schöne Gegend. Aber Tempelhof gehört ja auch zu Schöneberg. Ich könnte mir nicht vorstellen woanders zu wohnen. **LAILA**

Bevor ich hierherkam, habe ich mir Berlin als große Stadt mit vielen Menschen und sehr hohen Häusern vorgestellt. Ich habe nicht so viel Natur und Grün erwartet. Ich war beeindruckt, weil es eine wirklich schöne Stadt ist – es gibt grüne Straßen und Blumen in der S-Bahn-Station – viel Natur. Es ist wirklich schön hier!

Die öffentlichen Verkehrsmittel waren eine große Herausforderung für mich: Meine erste Reise in ein anderes Land. Und das erste Mal, dass ich S- oder U-Bahn benutzte. Es war nicht leicht für mich: so viele Menschen, Hautfarben, Kulturen. Zuerst habe ich mich unwohl gefühlt, aber langsam gewöhne ich mich daran. Manchmal habe ich das Gefühl, das mich manche Leute in der S-Bahn komisch ansehen. Vielleicht, weil ich anders aussehe als sie.

MARTHE

Zum ersten Mal war ich 1995 im Winter in Berlin und auf mich wirkte die Stadt mysteriös und man konnte hier die Vergangenheit der Teilung zwischen Ost und West spüren. Und es war auch noch irgendwie leer und noch nicht so viel Leben hier. Es war auch schwierig, ohne Deutschkenntnisse. Das hat mich neugierig gemacht. Heute ist Berlin nicht mehr ein leerer Ort. Es ist zu einer Kosmopole geworden, das New York von Europa. Es ist vielleicht sogar zu hektisch geworden.

NIRIT

Ich war letztes Jahr in Elternzeit. Ich war bis dahin mit einem Kleinkind noch nie Bus gefahren oder U-Bahn und habe gemerkt, dass Berlin nicht so familien- und behindertengerecht ist, leider auch die Bevölkerung nicht so viel Rücksicht nimmt.

Ich war viel in der Türkei in dieser Zeit, da bin ich mehrmals U-Bahn gefahren. Die Menschen dort haben mich sehr herzlich in den Arm genommen. Hier in Berlin ist das anders. **BANU**

Berlin ist eine schöne Stadt, aber man kann nicht überall wohnen. Weil ich ein Kopftuch trage, kann ich nicht in Ost-Berlin wohnen. Neukölln ist für mich der beste Bezirk. Manche sagen, es ist zu laut, es ist zu chaotisch, zu dreckig. Aber ich kann sagen: in Neukölln fühle ich mich am wohlsten. Ich kann rumlaufen wie ich möchte und keiner lässt eine blöde Bemerkung fallen wegen meinem Kopftuch oder weil ich schwarze Haare habe. **HANADI**

I998 habe ich ein Fulbright-Stipendium bekommen. Ich fand Berlin recht hässlich und die Leute haben gestarrt und ich habe mir gedacht, ich könnte da nie wohnen, es ist nicht bunt genug für mich, nicht multi-kulturell, was ist das für eine Hauptstadt? Ein paar Jahre später hatte sich viel verändert, aber es war immer noch nicht, wie es jetzt ist, Mitte war überhaupt nicht so schick und so trendy. Bevor ich gekommen bin, hab ich mir gesagt, es ist nur ein Jahr, denn die Stadt gefällt mir nicht so sehr.

Jetzt finde ich Berlin eine tolle Stadt, sehr spannend, sehr international und es ist immer was los. Ich mag es, dass es sehr viel Kunst gibt. Ich sehe auch, dass Freunde aus NY entweder hier leben oder irgendwas machen, Medienprojekte, das läuft einfach alles hier.

Ich finde, Berliner könnten ein bisschen freundlicher werden. Ich denke, manche Berliner haben ihre Schnauze gerne, weil sie diesen Ruf haben und sie wollen was dafür tun ...

Berlin ist teilweise zu dreckig für mich. Hundedreck auf der Straße kann nicht sein in einem Land, wo man so ordentlich ist. Und der Drang, Menschen zu erziehen, das nervt mich: So soll das gemacht werden und so müssen Sie das machen. Vielleicht liegt das an Zehlendorf. Mein Nachbar macht mich fertig, wenn er mich mit dem Rad auf dem Gehsteig sieht, dann kommt die Verkehrsordnung und Paragraph so und so. **ROSE-ANNE**

BERLIN

In Ruanda hatte ich nie gesehen, dass Menschen sich auf der Straße küssen. Das war so seltsam für mich!

Mir fielen auch die Menschen auf, die auf dem S-Bahnhof oder auf der Straße rauchen und trinken. So etwas gibt es in meinem Heimatland nicht. In Ruanda können Menschen im Café oder auf Partys rauchen, aber auf der Straße darf man nicht trinken und rauchen. In Ruanda sind die Städte sehr sauber. Hier habe ich am ersten Tag Zigarettenkippen auf der Straße gesehen. Das hat mich gestört.

MARTHE

Berlin hat den Anspruch, die coolste Stadt der Welt zu sein, aber das ist sie nicht. Jemand hat das mal so gesagt: »Berlin ist der Ort, wo junge Leute hingehen um in Rente zu gehen.«

CEM

Aiso, Berlin ist für mich eine sehr fremde Stadt. Nicht fremd, aber es ist sehr unterschiedlich verglichen mit Athen.

Die Krise war nicht der Hauptgrund: Ich wollte nach Berlin kommen, weil es zurzeit ein sehr guter Ort für Kunst ist. Die Krise war eigentlich eine Hilfe für mich, das zu machen. **THEOKLEIA**

Wenn ich längere Zeit nicht in Berlin war und ich dann wieder nach Berlin komme, egal wo ich war, ob im Urlaub oder in Israel oder in einer anderen deutschen Stadt und ich dann mit dem Auto von Potsdam nach Berlin reinfahre und man den Funkturm sieht, ich bin ja ein Wessi-Kind, weiß ich, dass ich wieder in meiner Stadt bin. Und wenn es noch tiefer in die Innenstadt geht, ich bin ja ein Innenstadtkind, Schöneberg ist ja die Innenstadt, und sobald ich dann am Kudamm bin, an der Gedächtniskirche, Bahnhof Zoo und so, weiß ich, ich bin wieder in meiner „Hood“. **JOHNNI**

In meiner Ehe gab es einmal die Frage, aus Berlin wegzugehen, das hab ich dann rundheraus abgelehnt. Ich hatte also keine Gelegenheiten es zu testen, ob ich auch woanders hinziehen würde, aber ich kann's mir ehrlich gesagt nicht so richtig vorstellen. **CHRISTA**

In Berlin gibt es viele, viele Fahrräder und es ist gefährlich, mit dem Auto zu fahren, man muss immer gucken ... In Polen sind Fahrräder nicht so populär wie in Deutschland. Wir fahren zur Schule oder in die Arbeit mit dem Auto oder mit dem Bus und der Tram. Die Menschen dort mögen Fahrräder, aber nur, um damit in den Wald zu fahren oder Spaß zu haben. Sie benutzen nicht das Fahrrad, um zur Arbeit zu fahren. **LAURA**

Meine Mama ist hier groß geworden, sie kennt auch die Kultur und die Jugend. Sie ist eine junge flotte Mama, die immer alles mitmacht. Hat auch immer versucht uns zu verstehen. Sie hat immer eine Vorbildfunktion für mich gehabt. Ich hoffe, dass ich das auch so mit meiner Tochter hinbekomme. **BANU**

Meine Eltern haben immer noch einen Einfluss auf mein Leben, obwohl ich versuche, ein bisschen weiter wegzukommen als Erwachsene. Aber die Wünsche meiner Eltern waren damals – und sind manchmal immer noch – sehr wichtig. Als ich groß geworden bin, hatten amerikanische Freunde es viel leichter. Die konnten einfach machen, was sie wollten. Und sagen: Wenn ich groß bin, möchte ich Schriftstellerin werden! Ich musste immer sagen, ich will Ärztin werden. Natürlich wollte ich keine Ärztin werden, aber in dieser Kultur macht man immer, was die Eltern am Besten finden, das ist halt so. Es gab immer viele Konflikte. Im Nachhinein tut es mir wirklich leid für meine Eltern, denn die konnten gar nicht verstehen, dass ein Kind seine Träume erfüllen möchte – für sich und nicht für die Familie. **ROSE-ANNE**

Ich versuche, meine Kinder zu guten Menschen zu erziehen. Sie sollen nicht Angst vor mir haben, sie sollen nicht Angst vor anderen Menschen haben, sie sollen Gott fürchten, das ist das Wichtigste. **HANADI**

Bei meiner Entwicklung hatte meinen Vater einen großen Einfluss. Wir sollten die guten Sachen von den Deutschen übernehmen und die guten Sachen von den Arabern, so ein MischMasch. Zum Beispiel die Genauigkeit von Terminen. Mein Vater hat immer gesagt, wenn wir Termine haben, dann sollen wir sie einhalten. Man sagt ja immer, die Deutschen sind sehr genau, das hat ihm gefallen. Mein Vater war dann so typisch deutsch. Wenn jemand gesagt hat, er kommt nachmittags, dann hat er gefragt: Wann nachmittags? Bei den Arabern ist nachmittags zwei bis sechs Uhr, das kann man sich dann aussuchen. Wann kommt ihr genau, wollte mein Vater dann wissen. Wenn sie dann eine Viertelstunde zu spät kamen, sind wir rausgegangen, dann haben sie Pech gehabt. Da war mein Vater typisch deutsch! Von klein auf sind wir so aufgewachsen, das hat sich eingeprägt.

Und von der arabischen Kultur haben wir mitgenommen, dass man sehr religiös sich verhält, dass man zum Beispiel den Armen hilft, man muss beten, man muss gute Taten machen ... In der arabischen Mentalität ist es so, dass ein Mädchen sehr früh heiratet und Kinder kriegt. Ausbildung und Studium sind nicht so wichtig. Mein Vater war Gottseidank dagegen. Er hat gesagt, sie soll erst mal was lernen, dass sie was in der Hand hat ... Bei uns war das fast eher umgekehrt: Meine Mutter hatte gesagt, jetzt bist du achtzehn, jetzt kannst du dir jemand suchen, heiraten. **LAILA**

Kinder bikulturell groß zu ziehen ist nicht unbedingt leicht, es gibt oft unterschiedliche Meinungen, und wir haben es besonders schwer, denn ich habe auch noch diese haitianische Kultur dabei. Es gab einen Konflikt zwischen der haitianisch-amerikanischen und der anthroposophischen deutschen Kultur. Mein Mann kommt aus Freiburg im Breisgau und war auf der Waldorfschule. Seine Familie ist anthroposophisch.

Es gab sehr viele Konflikte um Kleidung oder Spielzeuge, Kita der Kinder. Eigentlich einfache Fragen waren bei uns sehr, sehr kompliziert. Wir haben sehr oft und sehr viel diskutiert: Okay, das Kind kann viele Spielzeuge aus Holz haben, aber es darf auch manchmal kitschige Sachen aus New York haben. Oder: Einmal Polyester wird das Kind sicherlich nicht umbringen. Wir haben viel diskutiert und oft war das sehr anstrengend und oft habe ich gesagt: Ich habe keine Lust mehr zu streiten, du hast dieses Mal gewonnen!

ROSE-ANNE

Die Meinung meiner Eltern hat bis jetzt eine sehr große Rolle gespielt und ich würde gerne hinzufügen: Nicht so gesund.

THEOKLEIA

In der Pubertät war es sehr schwer mit meinen Eltern, sie waren sehr streng. Das fand ich damals sehr blöd. Aber jetzt im Nachhinein finde ich, dass sie es richtig gemacht haben, die Strenge war gut.

Ich hatte früher schon ziemliche Angst, meinen Eltern so Sachen zu erzählen und das möchte ich nicht bei meinen Kindern. Es gab Konflikte, weil meine Eltern nicht wollten, dass ich so lange draußen bleibe, dass ich in Discos gehe ... Es war immer ein Kampf, was durchzusetzen. Sie fanden es auch nicht gut, dass ich männliche Freunde hatte. Heute bin ich mit meinen Eltern so, dass sie meine besten Freunde sind. **PEGAN**

Ich glaube nicht, dass meine Eltern mich polnisch oder irgendwie anders erziehen als meine Freunde erzogen werden. **ALEXANDER**

Bei uns in der Familie war der Bildungsgedanke immer sehr wichtig. Bildung war immer ein sehr, sehr zentraler Aspekt. Uns wurde vermittelt, dass Bildung der einzige Weg für uns sein würde. Dass wir hier, also in Deutschland oder im Westen, die Spielregeln verstehen müssen. Dass wir uns sehr ins Zeug legen müssen, also, dass wir mehr Leistungen bringen müssen als die, sag ich mal, einheimischen Kinder. Weil wir natürlich von außen kommen, obwohl wir hier aufgewachsen sind. Damit wir keine Nachteile dadurch haben, dass wir zum Beispiel keine Bekannten haben, die uns unterstützen können, und unsere Eltern die Spielregeln nicht kennen. **CEM**

Dafür ist auch die Familie da, dass man sich gegenseitig unterstützt. Natürlich gibt es auch Konflikte, weil wir so viele sind. Aber wir klären das dann sofort. Keiner soll traurig gehen. **HANADI**

Die Familie ist das Wichtigste. Eine Familie muss sein. Das ist ein Gesetz unseres Lebens. **ESSFANDIAR**

Mir ist Familie sehr wichtig. Sie sind meine besten Freunde, ich kann immer mit meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester, meinem Bruder über meine Probleme und Sorgen sprechen.

Meine Familie ist für mich wichtig. Ich will alles für meine Familie machen. Ich will, dass meine Familie glücklich ist. **SADAF**

Mein Bruder lebt in Irland, aber wir sehen uns oft. Fünfmal im Jahr fliegt er nach Polen und manchmal fliegen wir mit der Familie nach Irland. Obwohl wir an einem anderen Ort wohnen, hat sich meine Familie nicht verändert und wir lieben uns und – alles klar! **LAURA**

In unserer Familie gibt es 11 Kinder: Fünf Töchter und sechs Söhne und ich bin der vierte Sohn. Meine Geschwister haben 44 Kinder. Ich habe mit allen gute Verbindungen. 2006, nach 23 Jahren, sind mein Sohn und ich gemeinsam in den Iran gefahren. Drei Tage habe ich nicht geschlafen. **ESSFANDIAR**

Familie ist für mich alles. Meine Kinder stehen im Mittelpunkt. Mein Mann auch. Das gehört zur haitianischen Kultur, die sich sehr viel mit Familie beschäftigt. In Deutschland ist das Individuum sehr wichtig, dass man für sich Entscheidungen treffen kann. In Haiti trifft man Entscheidungen für die Familie: Was denken meine Eltern? Wie wirkt das in der großen Familie? **ROSE-ANNE**

Zu meinen Geschwistern habe ich ein sehr enges Verhältnis, wir hören uns zu und achten aufeinander. Sie sind mir sehr wichtig, da wir unsere Eltern früh verloren haben. Wir wollen das Beste füreinander und helfen einander bei allem – mit Ratschlägen oder mit materiellen Dingen, um etwas zu erreichen. Ich habe sie sehr gern und sie mich auch. Mein großer Bruder ist 30, der zweite ist 26. Meine kleine Schwester ist 18. **MARTHE**

FAMILIE

Meine ganzen Geschwister sind in Berlin, wir sind insgesamt acht, vier Jungs und vier Mädchen. Meine Eltern sind auch in Berlin. Wir sind eine große Clique, ich und meine Geschwister.

HANADI

28 **F**amilie spielt für mich eine unglaublich große Rolle, dadurch, wie wir nach Deutschland gekommen sind, unsere Familie, die kleine Einheit ... Es hat sich nicht viel geändert, Familie ist das Allerwichtigste: meine Großeltern, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester. Wir haben sehr intensiven Kontakt. Wir wollen auch nicht weit weg von einander wohnen. Wir wohnen alle in derselben Gegend, zu Fuß in 5 Minuten zu erreichen. Für uns ist es ein Minuspunkt, wenn jetzt einer von uns irgendwo hinzieht, was jetzt weiter weg ist als 5 oder 10 Minuten zu Fuß. So eng ist unser Verhältnis. Das ist aber für Südländer nichts untypisches. Wenn ich eine eigene Familie habe, dann möchte ich die auch zusammenhalten.

JONNI

Dieses Wohlbefinden, was ich jetzt so habe, dazu trägt meine Familie bei. Ich habe so das Gefühl – ohne dass wir jetzt wie die Kletten aneinander hängen, dass ich so drin bin. Obwohl alle so ihr Leben haben, bin ich nicht außen vor. Ich gehöre noch dazu. Und das tut mir sehr gut.

CHRISTA

Meine Familie spielt eine unglaublich große Rolle für mich. Die Familien in Griechenland haben sehr enge Beziehungen und es gibt immer ein sehr großes Interesse an den anderen. Worauf ich stolz bin, ist, dass wir auch sehr viel auf die ältere Generation achten. Das finde ich sehr wichtig und ich habe das Gefühl, dass es hier nicht genauso ist. Es ist ein bisschen anders.

Also, meine Großmutter lebt immer noch und wenn ich an sie denke, dann lache ich immer, dann kommt etwas sehr Frohes hoch und ein gutes Synonym ist: unendliche Liebe.

THEOKLEIA

Familie spielt für mich eine wichtige Rolle, aber ich habe schon immer viele Freunde gehabt und manche Freunde sind für mich wie Familie.

NIRIT

Familie ist für mich sehr wichtig, war auch früher schon so. Mama und Papa haben für mich immer eine sehr große Rolle gespielt. Ich könnte mir eine Stadt ohne sie gar nicht vorstellen.

Nachdem ich geheiratet habe und jetzt selbst auch Mama bin, ist es für mich noch wichtiger geworden. Meine Familie, meine Schwester und auch mein Bruder sind eine sehr große Hilfe für mich, auch bei der Erziehung von meinem Kind. Die ersten Monate hätte ich das gar nicht geschafft ohne meine Schwester und meine Mama.

BANU

Ich befolge jedes religiöse Fest. Ich bin so groß geworden, dass wir die Festtage einhalten, wie in der Türkei. Wir fasten auch so gut, wie es möglich ist.

Natürlich feier' ich auch deutsche Feste, wir freuen uns auch auf Ostern, Weihnachten. Meine Eltern haben sich immer gut Mühe gegeben, uns immer beide Seiten zu zeigen. **BANU**

Wir feiern einmal im Jahr das persische Neujahr Nouruz, es gibt noch ein paar andere, aber die feiern wir nicht. Wir feiern ganz normal Sylvester und auch Weihnachten. Als ich klein war, hatten wir auch einen Weihnachtsbaum und es gab viele Geschenke. Jetzt beschränkt es sich nur noch auf Geschenke und ein schönes Essen. **PEGAH**

Wir sind zweikulturell aufgewachsen und haben auch die beiden Kulturen gut angenommen. Wir haben Weihnachten sehr groß gefeiert, auch Ostern. Aber auch die islamischen Feiertage. Wir haben immer alles doppelt gefeiert. Muttertag ist zum Beispiel im Libanon an einem anderen Tag, also hat sie doppelt Geschenke bekommen. **LAILA**

Weihnachten feiern wir zusammen, Halloween auch, aber mein Mann macht nur mit, weil er weiß, dass es mir wichtig ist, nicht weil er es gut findet. Ostern und die üblichen Feiertage. Und am Geburtstag von Martin Luther King lese ich immer etwas vor, damit meine Kinder etwas von der Geschichte wissen.

Thanksgiving ist sehr wichtig, in den USA ist das ein großer Feiertag. Thanksgiving heißt übersetzt Erntedankfest, aber ich glaube, es ist in den USA viel größer, weil es jeder, egal wo er herkommt, feiert. Jeder hat einen Truthahn, auch wenn das je nach Herkunftsland anders aussieht, aber Truthahn ist an dem Tag auf jedem Tisch in den USA. Es ist ein sehr großer und ein wichtiger Integrations-Feiertag, weil jeder sich dabei amerikanisch fühlt.

ROSE-ANNE

Mein persönlicher Lieblingsfeiertag ist Pessach. Das ist der Feiertag, der daran erinnert, dass wir aus der Sklaverei in Ägypten von Moses befreit wurden. Das ist mir der liebste Feiertag, weil da wird am meisten gegessen, am meisten getrunken, am meisten gelacht, am meisten gesungen, auch sehr viel gebetet, aber wir machen das recht schnell. Das ist echt mein Lieblingsfeiertag.

JONNI

FREUND SCHAFT LIEBE

Ich bin Moslem und meine beste Freundin ist Jüdin, das glaubt mir keiner. Für mich war diese jüdische Freundin, die aus der Ukraine stammt, wie eine Schwester für mich. Sie hat mir in guten wie in schlechten Zeiten geholfen. Ich fühle, dass sie ein guter Mensch ist. Manche sagen dann, wie kann das denn sein? Du bist Moslem und sie ist Jüdin, das passt doch gar nicht zueinander.

In der Politik wollen sie uns zeigen, dass das nicht passt. Aber ich habe mehr nicht-muslimische Freunde als muslimische. Mich haben muslimische Freunde schon sehr enttäuscht oder sie haben mich ausgenutzt, deshalb sage ich immer, es ist nicht wichtig, was sie für eine Religion hat oder woher sie kommt. **LAILA**

Also, ich werde jetzt mit 16 höchstwahrscheinlich noch keinen Lebenspartner wählen, aber mir gefallen Mädchen, die was im Kopf haben. Mit denen man auch gut reden kann, also wirklich reden. Das finde ich wichtig.

ALEXANDER

Ich habe einen größeren Freundeskreis, alles interessante Menschen mit verschiedenen Hintergründen, verschiedenen Kulturen. Das hat sich einfach so ergeben. Vielleicht dadurch, dass man eine ähnliche Erfahrung hat, wenn man zwischen zwei Kulturen aufgewachsen ist in einem fremden Land – obwohl man die Sprache so gut spricht, bleibt das Land doch irgendwie auch ein Stück weit fremd. Ich hab zwar auch ein paar gute deutsche Freunde, aber mir fällt auf, dass die sehr stereotyp von mir denken. Also, dass sie denken, ich sei ein typischer Kurde oder typischer Türke und dann kommen so Sachen wie »Wie ist das bei euch mit Ehrenmord?« und dann sag ich: »Du kennst mich seit fünf Jahren, haben wir jemals über dieses Thema gesprochen?« Das ist einfach so weit von meiner Lebensrealität entfernt ... **CEM**

Ein Jahr bevor ich nach Berlin gezogen bin, habe ich an einem deutsch-israelischen Jugendaustausch teilgenommen. Das Thema war, wie die dritten Generationen nach dem Holocaust in Israel und Deutschland mit der Vergangenheit umgehen. Das war für mich sehr wichtig, ich habe viel gelernt und ich habe dabei auch Leute aus Berlin kennengelernt.

Mit den Freunden in Israel habe ich immer noch Kontakt. Aber es wird langsam weniger.

NIRIT

FREUNDSCHAFT LIEBE

Manchmal, wenn ich meine Freunde aus dem Gymnasium sehe, die sind zusammen mit Menschen, mit denen sie aufgewachsen sind, aus einer Kultur, die kennen sich, die verstehen sich, die müssen gar nichts erklären, dann denke ich: Ach, Mensch, hätte ich das nur gemacht, mein Leben wäre viel leichter gewesen. Ich denke, bikulturelle Beziehungen sind schwierig und es wird oft unterschätzt. Auf der anderen Seite habe ich mich als Mensch so entwickelt, weil ich diese Herausforderung erlebt habe. Vielleicht wäre es anders langweilig gewesen. **ROSE-ANNE**

Mein aktueller Freundeskreis setzt sich im Moment eher aus männlichen Personen zusammen. Ich bin mit Jungs zusammen, das war nicht immer so, früher hatte ich auch mehrere Freundinnen.

Die Jungs kommen aus verschiedenen Zusammenhängen, mein bester Freund kommt aus Polen, aber andere sind deutsch-arabisch, türkisch, persisch, von allem was. **PEGAH**

Mein Mann und ich haben uns gesehen und uns verliebt. Da hat einfach die Chemie gepasst. Ich schätze an meinem Mann, dass er so wie mein Papa ist, dass er mich umsorgt, dass er morgens, wenn ich zur Arbeit geh, auch mal meine Stulle schmiert, dass ich auf ihn zählen kann. Und dass er ein guter Papa ist und viel Mühe darein legt, auch Zeit mit seiner Tochter zu verbringen.

BANU

Häufig mache ich mit meinen drei besten Freundinnen zusammen ein Skype-Meeting. So können wir einander im Internet sehen und alle gleichzeitig hören, wenn jemand spricht. Eine Freundin ist in London, eine in München und eine in Griechenland.

Ich habe hier keinen Kontakt zu Griechen. Die griechischen Kreise sind oft sehr geschlossen und es geht immer um die gleichen Themen. Das interessiert mich nicht so. **THEOKLEIA**

In der Religion ... habe ich bestimmte Überzeugungen. Deshalb ist es besser für mich, in einer Beziehung mit jemandem zusammen zu sein, der diesen Glauben teilt. Denn wenn man zu unterschiedliche Vorstellungen hat, dann funktioniert es nicht. **MARTHE**

Bei Freundschaft ist mir eigentlich das Wichtigste, dass man sich auf die Person wirklich verlassen kann, dass das loyale Menschen sind, denen ich vertrauen kann. Als Beispiel: Es müssen Menschen sein, wenn ich einen Koffer mit 100.000 Euro hab, den ich einfach zwei Monate bei denen stehen lassen kann, und ich weiß ganz genau, da fehlt kein Euro. **JONNI**

FREUNDSCHAFT LIEBE

Also in meinem Kopf ist: Ich will nie wieder heiraten. Ich hatte sehr viele Probleme mit meinem Ex. Mein Vater hat dann gesagt »Lass dich scheiden, dann hast du Ruhe« und hat mich begleitet. Ich bin froh, dass ich auf meinen Vater gehört habe. **HANADI**

Meinen Mann habe ich durch Zufall kennen gelernt im Libanon ... Ich habe gesehen, der hat voll viele gute Charaktereigenschaften, der passt zu mir. Ich will nicht sagen, ich bin schwierig. Aber ich bin Deutsche und Libanesin, ich habe zwei Kombinationen, ich könnte nicht so einen typisch arabischen Mann, so einen Macho-Mann, haben, mit so einem könnte ich nicht leben. Aber mit einem typisch deutschen Mann könnte ich auch nicht leben. Ich habe lange gesucht, aber am Ende habe ich den Richtigen gefunden. **LAILA**

Inzwischen können [in Ruanda] Menschen heiraten, die zu unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen gehören. Ich selber habe viele Freunde aus den unterschiedlichen Gruppen, die ich aus der Schule und der Universität kenne. Ruanda wird immer mehr ein friedliches Land. Es ist nicht mehr wichtig, zu welcher Gruppe man gehört.

MARTHE

Meine Ehemann sollte mein Freund sein, es ist sehr wichtig, dass er mich versteht und natürlich, dass er mich liebt. Er soll katholisch sein. Ich möchte eine große Hochzeit, und ich möchte kirchlich heiraten. Das ist sehr wichtig für mich. Er kann Ausländer sein, aber er muss an Gott glauben oder für mich katholisch werden.

LAURA

In meiner Schule in Ra'anana gab es keine arabischen Schüler. Und als ich in Jerusalem studiert habe, gab es viele arabischen Studenten, aber es entstanden keine gemeinsamen Freundeskreise.

Als ich nach Berlin gekommen bin, hatte ich die Gelegenheit, arabische Israelis oder Palästinenser kennenzulernen. Sie sprechen auch Hebräisch und die Mentalität ist auch sehr ähnlich. Da habe ich auch bemerkt, okay, in Israel sind wir jüdisch und arabisch und hier kommen wir beide aus dem Nahen Osten und verstehen uns gut. Sowohl im Alltag als auch in Bezug auf die Deutschen, was ist hier anders, was ist uns fremd. So hatte ich hier die Möglichkeit, eine ägyptische Journalistin kennenzulernen, die auch mal in Israel gearbeitet hat und Hebräisch spricht. Und wir sind richtig gute Freundinnen geworden. **NIRIT**

Heimat verbinde ich mit New York City, insbesondere Brooklyn. Für mich ist Heimat etwas, wo man wirklich herkommt, nicht unbedingt, wo man hinzieht.

Wenn ich in NY bin oder in Brooklyn, das riecht anders und man denkt, okay, ich bin zu Hause, aber letztes Mal haben mich die Fernseher überall sehr gestört, weil ich Kinder habe. Überall gab es diese riesigen Flatscreen-Fernseher, und ich fand das wirklich nervig. Meine Kinder sind sofort Zombies geworden, mitten im Satz haben sie plötzlich das Fernsehen angeschaut und das finde ich wirklich sehr schade.

Für zwei meiner Kinder ist Amerika spannend, ein Abenteuer, sie lieben die USA und sprechen sehr gerne Englisch. Dem einen gefällt, wie die Menschen dort sprechen, die Umgangssprache. Er guckt andere Jungs an, wie sie aussehen, wie sie sprechen. Dort sind viele schwarze Menschen um ihn. Dem anderen ist die Familie sehr wichtig, da fühlt er sich wohl. Mein drittes Kind findet es interessant in den USA, aber es wäre für ihn niemals Heimat. Er fühlt sich sehr Deutsch, er spricht lieber Deutsch als Englisch und Amerika ist ein Ort, den er besucht.

Wenn ich in den USA bin, gebe ich dort 200\$ aus für Haarprodukte für das ganze Jahr. Das ist für mich sehr verbunden mit Heimat. Für schwarze Frauen sind die Haare ein großes Thema und zum großen Teil unsere Identität. **ROSE-ANNE**

Man sagt, Heimat ist, wo man seine Augen aufmacht und das erste Bild sieht. Das bleibt immer bei unserem Herzen.

Wir haben schon drei Heimaten: Iran, Sowjetunion, Deutschland. Das kann man nicht vergessen. Mein Sohn ist in Deutschland zur Schule gegangen, hier hat er studiert und gelebt. Für ihn ist Deutschland die beste Heimat. **ESSFANDIAR**

Ich kann sagen, Deutschland als Ganzes ist definitiv nicht meine Heimat. Meine Heimat ist die Gegend, in der ich groß geworden bin, in Berlin sag ich mal. **JOHNNI**

Ich würde nicht sagen, dass Deutschland meine Heimat ist, eher Berlin ... Ein Ort, der für mich mit Heimat verbunden ist, das ist Steglitz, der Bezirk, in dem ich wohne. Ich wohne da schon seit 10 Jahren. Da fühle ich mich wohl, da kenne ich mich gut aus, und das ist für mich einfach mein Zuhause. Polen ist zurzeit nicht wirklich ein Heimatort für mich. Da mein Vater in Danzig arbeitet, haben wir da auch eine Wohnung. Aber mittlerweile mag ich es nicht so, nach Polen zu fahren – ich spreche die Sprache nicht mehr so gut und es ist da auch ein bisschen langweilig für mich.

ALEXANDER

Meine Heimat ist Polen. Ich bin da geboren und meine Heimatstadt ist sehr wichtig für mich. Nach Berlin sind es nur 110 km. Ich fahre mit dem Auto oder dem Zug ca. zwei Stunden und ich freue mich sehr, denn dadurch kann ich jedes Wochenende in meiner Heimatstadt verbringen. So komme ich mit meinen Eltern jedes Wochenende nach Polen zurück. **LAURA**

Heimat ist für mich immer gewesen, wenn wir am Tisch gegessen haben und meine Familie sich über die guten, alten Zeiten unterhalten hat. Wie sie früher zur Schule gegangen sind und fast von Wölfen gefressen worden sind, fast von Klippen gestürzt sind, oder wie hart die Oma zu ihnen war. Wir Kinder hatten keinen direkten Zugriff darauf, es fühlte sich immer so ein bisschen fremdbestimmt an. Es fühlt sich immer an, als müssten wir vorgeben, so zu sein wie unsere Elterngeneration, was wir das ja gar nicht können. Klar kennen wir die Riten, klar habe ich einen sehr großen Respekt vor meiner Vergangenheit, vor meiner Kultur und klar ist das ein sehr großer Bestandteil von mir, aber das Konzept »Heimat« in der globalisierten Welt ist ein bisschen schwierig. Uns wurde eingebläut: Sei bloß nicht zu sentimental, guck nach vorne, zieh woanders hin, und ich hab auch ein paar Jahre im Ausland gelebt, dann wurde das halt zu meiner Heimat ... Neue Orte können ja auch zur Heimat werden wie jetzt gerade Berlin. **CEM**



Wenn ich Heimat sage, kommt mir gleich die Türkei in den Sinn.

Wenn ich das Geräusch des Meeres höre oder im Fernsehen Meer sehe, dann denke ich sofort an die Türkei, und ich denke, ich brauche Urlaub –Türkei, Heimat, Familie.

In Berlin gibt es sehr viele türkische Restaurants, türkische Lebensmittelgeschäfte, da vermisst man die Türkei eigentlich relativ wenig. Aber es gibt schon so bestimmte Sachen, die es »drüben«, so sagen wir immer, drüben in der Türkei gibt. Schon, wenn man aus dem Flieger kommt, bläst einem die Wärme ins Gesicht und dann denkt man, ach jetzt bin ich in der Türkei, ich bin jetzt zuhause.

Aber wenn man drei Wochen drüben ist, dann sagt man, ach, ich möchte jetzt wieder nach Hause nach Deutschland. Und wenn man am Flughafen Tegel oder Schönefeld ankommt, dann kommt die schöne kalte Luft ins Gesicht geblasen ... ach schön, ich bin wieder in Deutschland! **BANU**



Heimat ist da, wo die Familie ist.

HANADI

Also, Heimat ist ein Ort für mich, wo ich mich wohl fühle, wo ich meine Erinnerungen hab, wo alles stattgefunden hat, auch wenn meine Eltern aus dem Iran stammen, meine Heimat ist für mich Berlin und das wird auch immer so sein, es wird keinen anderen Ort geben, wo ich mich heimischer fühle, als in Berlin. **PEGAH**

Wenn ich das Zuhause-Gefühl haben möchte, gehe ich oft in Ecken von Berlin, wo es viele Leute aus arabischen Ländern gibt. Das kann Neukölln oder Wedding sein. Bis vor drei, vier Jahren gab es in Berlin noch keine israelischen Lokale. Um zum Beispiel Humus zu essen, musste man zu arabischen Lebensmittelhändlern gehen. Dort ist auch die Atmosphäre so, dass es mich an Israel erinnert.

NIRIT

Berlin ist meine Hauptheimat. Wir haben immer in Schöneberg gelebt und früher immer gesagt »Schöneberg ist mein Dorf.«

LAILA

Meine Jungs fragen mich immer, warum wir nicht in den Libanon fahren. Es hat damit zu tun, dass ich Angst habe. Ich erkläre es ihnen, aber sie verstehen es nicht, weil sie es nicht erlebt haben. Meine Jungs können wegen dem Ausländerrecht ohnehin nicht in den Libanon fahren. Ich habe den libanesischen Pass, aber meine Jungs sind staatenlos, daher dürfen sie nicht in den Libanon fahren. Ich könnte, aber die Jungs nicht. **HANADI**

Fotos von meinen Großeltern, Tanten und Onkeln erinnern mich an Afghanistan. Aber ich gucke sie nicht so gerne an, weil danach muss ich an meine Familie denken und was ich alles in Afghanistan gemacht habe und wie es da war.

Mein Bruder hat Angst wegen dem Krieg und fragt mich manchmal: Wie ist es in Afghanistan? Warum sind wir hierhergekommen? Warum konnten wir nicht in unserem Land bleiben? Ich will nicht immer antworten, weil dann muss ich auch daran denken. Wenn ich sauer bin, sage ich zu ihm, du lebst jetzt hier, du musst nicht mehr an Afghanistan denken, du musst jetzt überlegen, was du werden willst und lernen. Und wenn du was geworden bist, dann kannst du was für dein Land machen.

SADAF

HEIMAT

36

Ich bin nun schon ein paar Jahre weg und Israel ist nicht mein Alltag. Wenn ich etwas über Israel gefragt werde, bin ich manchmal wie eine Botschafterin für Israel. Und manchmal habe ich keine Lust darüber zu sprechen. Wenn ich zum Beispiel auf einer Party bin und ganz locker über einen Kinofilm oder so sprechen will, kommt eine Frage zu Israel, und dann bin ich plötzlich nicht Nirit, sondern ein Symbol für israelische Politik. Und das ist anstrengend. **NIRIT**

Ich versuche, mindestens einmal im Jahr in die USA zu fahren, manchmal mit meinen Kindern, aber meistens ohne. Ich habe mich verändert, seit ich hier bin, und manchmal ist Amerika für mich zu amerikanisch. Das Land ist nicht so, wie ich es verlassen habe. Amerika hat sich verändert, ich hab mich verändert, beides. Diese politisch-fundamentalistische Mentalität, diese Tea-Party, das mag ich nicht. **ROSE-ANNE**

Heimat betrifft Athen und Griechenland. Ein ganz gemütliches Wort eigentlich. Ich habe ein bisschen Schmetterlinge im Bauch, wenn ich an Athen denke. **THEOKLEIA**

Ich weiß noch nicht, wo meine Heimat ist. **SADAF**

Sagen wir mal so: Heimat ist für mich Berlin im Ganzen, weil ich Berlin eigentlich liebe und toll finde. Und ich kann mir ehrlich gesagt auch nicht vorstellen, woanders zu leben – jetzt im Alter sowieso nicht. Ich bin gerne woanders und ich nehme auch gerne neue Eindrücke auf, aber zu Hause bin ich gerne hier in Berlin – also das empfinde ich als Heimat. **CHRISTA**

Ich habe einen israelischen Pass. Wenn ich den deutschen nehme, müsste ich den israelischen abgeben. Und das möchte ich nicht. In der heutigen Zeit, wo wir anfangen sollten, uns als Weltbürger zu betrachten, sollten mehrfache Staatsbürgerschaften möglich sein. Für mich ist der israelische Pass mehr als bloß ein Stück Papier. Es ist für mich auch ein Stückchen Heimat und ein Stückchen Sicherheit auch. **JONNI**

Nach außen hin werde ich als Türke wahrgenommen, nach innen hin sind wir »Zaza«, eine Minderheit mit eigener Sprache, eigener Kultur innerhalb der türkischen Kultur. Und innerhalb dieser Kultur bin ich wieder ein Sonderling, ein Aussätziger durch meine sexuelle Identität, weil ich schwul bin.

Man bekommt einen ganz anderen Blickwinkel auf andere Minderheiten und auch auf eigene Vorurteile. Man hinterfragt viel, viel mehr seine eigenen Vorurteile, seine Vorstellungen, und man läuft halt nicht durch die Welt wissentlich, dass man überall akzeptiert ist. Man muss sich halt immer den Gepflogenheiten anpassen, man muss immer wissen, was man von sich preisgibt, wo man wie frei ist.

Bei vielen anderen Kulturen ist es viel, viel offener gelebt. In meiner Kultur gibt es kaum etwas so Schlimmes wie Homosexualität. **CEM**

Ich sehe mich als arabische Frau. Wenn ich hier geboren wäre, wäre es vielleicht anders. Aber so, wie ich jetzt mein ganzes Leben verbracht habe, wenn ich nachdenke, sehe ich mich als arabisch.

HANADI

Ich bin eine Israeli, die in Berlin lebt. Das heißt aber nicht, dass ich mein ganzes Leben hier bleiben werde. Ich bin ein Teil von der Stadt, aber ich bin auch eine Fremde. **NIRIT**

Meine Identität? Sehr, sehr schwere Frage. Ich saß heute Morgen im Bett und habe überlegt. Ich bin ja eigentlich Perserin, bin aber hier geboren, also, eigentlich auch deutsch. Was bin ich noch? Ich bin ein ziemlich zuverlässiger Mensch, ein Herzensmensch, liebevoll.

Aufgrund meines Aussehens vermuten alle, ach sie ist Türkin, sie ist Araberin. Dass ich Iranerin bin, darauf kommen die meisten nicht. Dann wird man gleich in die Schublade gesteckt, sie muss Moslem sein, sie muss gläubig sein, aber nur von einigen. Von anderen Leuten höre ich, sie sieht aus wie eine Latina. Aber aufgrund meines Aussehens hatte ich eigentlich noch nie Probleme in einen Club reinzukommen. **PEGAN**

Ich würde sagen, ich bin Amerikanerin, denn bei uns heißt das nicht unbedingt, dass deine Eltern und Großeltern und Urgroßeltern in den USA geboren sind. Es ist oft klar, dass du Wurzeln von woanders her hast, vor allem wenn du aus New York City kommst, aber es ist klar, ich bin Amerikanerin. Dann würde man vielleicht meinen französischen Namen sehen und fragen, woher die Eltern kommen. Haiti spielt auch eine große Rolle für mich. Früher nicht so, aber wenn man älter wird, setzt man sich mehr mit seiner Herkunft auseinander.

ROSE-ANNE

IDENTITÄT

Ich trage jetzt kein Kopftuch mehr. In Afghanistan musste ich ein Kopftuch tragen. **SADAF**

Marcus (8) ist mit seiner Identität sehr beschäftigt, mit dem Thema Hautfarbe und es ist für ihn sehr wichtig, andere schwarze Männer zu sehen. Meinen Bruder finden meine Kinder toll ... Mein Sohn will auch einen Afro, aber das wird nicht so funktionieren, denn mein Sohn ist halb deutsch, das wird nicht so aussehen wie bei meinem Bruder.

Ein paar Mal ist es ihm passiert, dass ein anderes Kind gesagt hat: Deine Hautfarbe finde ich doof, du siehst aus wie Kaka. Du bist anders, warum sieht deine Mutter so aus? Jetzt sind die Kinder auf einer internationalen Schule, jetzt passiert das nicht mehr so oft. Aber vorher haben wir in einer hübschen Siedlung gewohnt, die sehr isoliert war und sehr deutsch, und wir waren die einzigen Leute, die nicht deutsch waren. Das war oft ein Thema. Gerade, wenn die Nachbarn Besuch hatten, die Fragen: Woher kommst du? Was sprichst du zu Hause? Ich glaube, das hat Marcus schon geprägt.

ROSE-ANNE

Ich empfinde mich als Deutsche und Libanesin zusammen. **LAILA**

Ich falle einfach auf, das kann man nicht ändern. Nicht immer und überall, aber 99% der Zeit falle ich auf ... In den USA ist es schon anders. Wir haben viel mehr »people of color«, Leute von überall. Wir haben eine andere Kultur und Geschichte, und ich falle einfach nicht so leicht auf wie hier. **ROSE-ANNE**

Ich bin ein internationaler Mensch. Ich bin ein Mensch, das ist das Wichtigste. Egal ob Afrikaner oder Amerikaner oder Lateinamerikaner, das ist nicht wichtig. Wir haben nur eine Chance zu leben. Einmal, nicht mehr. Und wir müssen zusammen leben. **ESSEFANDIAR**

Ich bin eine starke, emanzipierte türkisch-deutsche Frau und bin charakterstark.

Ich selber fühle mich hier natürlich sehr wohl, weil ich hier groß geworden bin. Manchmal hat man das Gefühl, dass man nicht ganz dazu gehört, das hat man aber drüben genauso, da bist du auch nicht ganz türkisch, da bist du auch die Deutsch-Türkin.

BANU

Ich wollte in meinem musikalischen Charakter mein Image ganz klar zeigen, dass es völlig unmissverständlich ist, woher ich komme, weil es ein riesiger Part meiner Identität ist. Deshalb habe ich mir bewusst den Namen Ben Salomo gegeben, was eigentlich, wenn man ein bisschen nachdenkt, ganz klar darauf schließen lässt, was mein Background ist. Wenn man mich so sieht, denkt man, ich bin Südländer, ich könnte Türke, Araber, Perser, Spanier sein, aber der Rapname Ben Salomo – wenn man ein bisschen darüber nachdenkt, kommt man schnell darauf, dass ich Israeli oder jüdisch bin.

JOHNNI

Ich möchte sagen: Ich bin Berliner, weil es in Deutschland so unterschiedliche Strömungen gibt, mit denen ich mich oft nicht identifizieren kann. Es gibt so vieles, von dem ich denke, das ist eben ganz anders als hier. Insofern will ich das ganz gern ein bisschen einengen. Ich will nicht so deutsch sein. Ich lebe in Deutschland, aber ich bin offen. So eine enge bayerische Tendenz kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe auch Angst vor Menschen, die so eng sind. Wenn ich mir vorstelle, da leben zu müssen, ich würde flüchten.

CHRISTA

Ich selbst sehe mich eher als Berliner, als Deutscher nicht, das ist mir dann schon wieder zu groß – ich fühle mich nicht wirklich deutsch, aber ich fühle mich auch nicht wirklich polnisch. Ich finde, Berlin passt.

Zurzeit beschäftige ich mich ziemlich viel mit meinem Leben. Ich muss für mich ein bisschen so den Sinn des Lebens finden, z.B. was ich später mal machen will beruflich oder womit ich mich beschäftigen will. Es gibt vielleicht Menschen, denen es ziemlich leicht fällt, einen Platz im Leben zu finden, aber für mich ist das noch nicht so.

ALEXANDER

Mir gefällt sehr die Literatur und das Theater, auch die Musik. Für mich ist das ein Planet, auf dem ich gerade lebe. Mein Leben ohne Musik oder ohne Bewegung oder ohne Literatur macht fast keinen Sinn. Dort habe ich die Möglichkeit, Erfahrung zu sammeln und Ideen auszutauschen und so kann ich mein Leben »verblumen« und andere Optionen sehen, und das finde ich auf jeden Fall interessant.

THEOKLEIA

KLISCHEES RASSISMUS

Ich begehe auch selber solche Fauxpas, die ich bei anderen ankreide. Wenn es zum Ende des Bewerbungsgesprächs dann heißt: »Super toll, und darf ich fragen, woher kommen Sie oder woher stammen ihre Eltern?« Also diese politisch korrekte Frage. Und dann sagt man der Kurzform wegen: »Ja, aus der Türkei.« Und dann kommt wie aus der Pistole geschossen die Antwort: »Hätt ich nicht gedacht, Sie sprechen so gutes Deutsch, ich hätte eher gedacht Italiener.« Weil der Italiener den Deutschen näher steht – Italien als Sehnsuchtsort, als katholisch-christliches Land, irgendwie offener, freundlicher, wärmer ...

Aber ich begehe selber auch solche Fehler, dass ich einfach plump herangehe. Ich war letztes auf einer Party und bin ins Gespräch gekommen mit einem Mädels und die sah halt südostasiatisch-indisch aus oder pakistanisch oder afghanisch oder weiß ich nicht, und im Gespräch hab ich dann irgendwann gefragt: »Woher kommst du?« oder »Was ist dein Background?« hab ich gesagt, weil wir uns auf Englisch unterhalten haben. Sie hat dann natürlich auch mit den Augen gerollt und gesagt: »Ja, ich weiß, ich sehe indisch aus, aber ich komme aus Kanada, ich bin in Kanada geboren.« Dann hab ich zu mir gesagt: Ja, siehst du, du kannst dich selber auch nicht davon freimachen, du hast auch ein Interesse daran, Menschen zu kategorisieren.

CEM

An einem glühend heißen Tag im Sommer musste ich zum Zahnarzt. Der Zahnarzt war extrem freundlich, er sagte: »Unglaublich heiß heute, was? Aber für Sie ist das sicher gar nichts, oder? Sie sind doch sicherlich vierzig, fünfundvierzig Grad gewöhnt. Ich meine, da wo Sie herkommen, ist es sicherlich noch viel heißer.« Währenddessen hab ich geschwitzt, aber er hat das scheinbar nicht gemerkt. Ich konnte nicht antworten, weil seine Latexhände in meinem Mund waren. Und er hat immer weiter erzählt: »Also, ich würde schmelzen in Afrika, wie Sie das aushalten können da! Aber na gut, wir sind auch anders ...«. Ich wollte sagen: »Ich komme aus New York!«, aber das ging gar nicht, weil natürlich diese Latex-Hände in meinem Mund waren. Und dabei vertrage ich Hitze überhaupt nicht.

ROSE-ANNE

Ich habe noch nie einen Nazi getroffen, ich wurde nie gemobbt, weil ich Iranerin bin.

PEGAH

Vor 10 Jahren habe ich noch zwangsweise in Ost-Berlin gelebt, in einem Asylheim in Marzahn. Da hab ich noch kein Kopftuch getragen. Es wurde einem auf der Straße »Scheiß-Ausländer« hinterher gerufen. Das prägt einen. Als ich meine Aufenthaltsbefugnis bekommen habe, bin ich direkt nach Neukölln gezogen und will auch nie wieder weg. Ich bleibe da!

HANADI

KLISCHEES RASSISMUS

Bis jetzt hatte ich noch keine Probleme. Nur ein Mal saß ich mit einer Freundin draußen vor einem Café. Ein Mann lief vorbei und schüttelte den Kopf, so als ob es ihn stört, mich da zu sehen. Für mich war es aber kein großes Thema, weil ich möchte, dass es ein erfolgreiches Jahr für mich wird und weil ich hier bin, um zu lernen.

MARTHE

Ich erinnere mich noch daran, wie das in den 80ern war in der Schule, dass zum Beispiel die Kinder oftmals gesagt haben, wenn wir lesen geübt haben: »Der Cem, der spricht ja fast so gutes Deutsch wie wir, und wenn er liest, dann merkt man das ja gar nicht, dass der ja eigentlich ein Ausländer ist.« Das Komische ist, dass dann erst einem das bewusst wird, dass man nicht dazu gehört.

CEM

Dass Menschen hierher kommen ist doch klar. Man geht dahin, wo man einigermaßen überleben kann. Aber was die Politiker machen, das finde ich unmöglich. Dass die Grenzen geöffnet werden, wissen sie seit vielen, vielen Jahren, aber nichts ist dafür vorbereitet. Insofern ist das für mich ein politisches Problem, nicht die Menschen, die da kommen. **CHRISTA**

Es gibt hier sehr häufig nur »guter Immigrant – schlechter Immigrant« als Unterscheidung. Der gute Immigrant ist halt der, der die alte Kultur total abgelegt hat, und dann heißt das so »Ja, du bist ja total westlich! Du siehst ja nur türkisch oder kurdisch aus, aber du bist es ja gar nicht.« Dann sag ich immer so: »Nein, ich bin beides, ich habe beides in mir und das ist kein Widerspruch.« Oftmals hat man hier so das Gefühl, man müsste sich entscheiden oder man müsste sich zuerst beweisen vor Leuten. **CEM**

Vor 13 Jahren, als ich hierher kam, ist man davon ausgegangen, dass schwarze Menschen aus Afrika kommen. Man geht oft davon aus, aber schwarze Amerikaner mit karibischem Hintergrund, wir sind so was von anders als Menschen aus bestimmten Teilen Afrikas! Unsere Körper, unsere Hautfarbe, wie wir sprechen, unsere Gestik, Mimik, das ist sehr unterschiedlich, aber das haben mir viele meiner deutschen Freunde gesagt: »Wir sehen den Unterschied einfach nicht.«

ROSE-ANNE

MIGRATIONS- HINTERGRUND

 er Begriff »Migrationshintergrund« sagt mir, ehrlich gesagt, nicht so viel. Aber in letzter Zeit höre ich diesen Begriff öfter und ich überlege, ob ich das bin oder nicht. Ich glaube schon, aber ich nehme das nicht übel. **THEOKLEIA**

 ensch ist Mensch! Manche sagen »Ausländer«. Das ist für mich o.k. Für andere ist es ein Schimpfwort. Aber lieber sagt man zu uns immer »Ausländer«, als dass man immer diese hochdeutschen Wörter erfindet – so wie Migrationshintergrund – von denen die meisten gar nicht wissen, was das bedeutet.

HANADI

 en Begriff »Migrationshintergrund« finden ja irgendwie alle doof. Ich finde, es ist ein sehr formeller Begriff, genauso wie »Lebensabschnittsgefährte«.

Du bist migriert oder deine Eltern sind migriert aus einem anderen Land, das ist dein Hintergrund. Ich finde, das ist ein Begriff, der in die richtige Richtung weist, weil es Leute gibt, die haben verschiedene Kulturen genossen oder sind in verschiedenen Kulturen zu Hause. Es ist besser als das Ausländer-Wort. **CEM**

 en Begriff finde ich persönlich negativ, Deutsche mit Migrationshintergrund. Das mag ich nicht. **LAILA**

 igrationshintergrund bedeutet für mich einfach nur, dass meine Eltern aus Persien stammen. Ich bin hier geboren, aber meine Eltern stammen aus Persien, also hab ich einen Migrationshintergrund. Aber eigentlich bin ich Berlinerin, weil ich hier geboren bin.

Als ich mich beworben habe, habe ich einen Kurs besucht, Vorbereitung für Mädchen mit Migrationshintergrund für den Öffentlichen Dienst, weil der Öffentliche Dienst ja jetzt auch ein bisschen mehr Wert darauf legt, Leute mit Migrationshintergrund einzustellen. Das ist mir erst in der Ausbildungszeit aufgefallen. Ich hatte das Gefühl, es kann manchmal von Vorteil sein, einen Migrationshintergrund zu haben. Wirklich Negatives verbinde ich mit dem Begriff nicht. **PEGAH**

 igrationshintergrund ist ein Wort, das man oft in Deutschland hört, es hat eine schlechte Bedeutung für mich. Es bezeichnet meiner Meinung nach jemanden, der nicht eingeboren deutsch ist. Ich glaube, in Deutschland bezeichnet es auch jemanden, der hier geboren ist, aber nicht seine Eltern. Wenn ich das Wort höre, bedeutet es, dass es um jemanden geht, die nicht als deutsch gesehen wird. **NIRIT**

Religion ist für mich sehr wichtig. Ich bin selbst Moslem. Für mich ist nicht wichtig, dass ein Mensch ein Moslem oder Christ ist. Für mich ist wichtig, dass ein Mensch überhaupt einen Glauben für etwas hat, an Buddhismus oder Christentum.

Ich versuche die muslimische Kultur oder Religion so gut wie möglich weiterzugeben, auch an meine Tochter ...

Das Schwierige für mich ist momentan noch die Kopfbedeckung. Ich bin dafür noch nicht so bereit, glaube ich. Ich hoffe, ich bin vielleicht irgendwann mal so in dem Glauben, mich auch wirklich bedecken zu können. Ich finde es auch toll, wenn Frauen das machen. Aber ich selbst bin noch nicht bereit so zu leben.

Meine Mutter trägt kein Kopftuch. Ich weiß nicht, wie sie reagieren würde, das war noch nie so ein Thema zwischen uns. Was meine Mutter dazu sagen würde, wenn ich ein Kopftuch trage? Ich glaube, sie wäre vielleicht stolz auf mich, dass ich das geschafft habe und sie noch nicht. Mein Mann wäre auch stolz drauf. Er ist auch hier geboren und hat die gleiche Kultur, genau wie ich. **BANU**

Religion spielt eine große Rolle in meinem Leben. Ich trage das Kopftuch, bin aber nicht fanatisch oder streng. Was viele nicht sehen ist: Meine Religion gibt mir das Fröhliche, das Annahme, das Miteinander. **HANADI**

Ich finde das faszinierend, wie die Weltreligionen entstanden sind. Das interessiert mich wahnsinnig. Aber diese Heiligmacherei der Kirche lehne ich völlig ab. Wer z.B. nach der Lehre von Jesus lebt, wird auf einem guten Weg sein, sag ich mal. Was aber daraus gemacht wurde – ich denke, Jesus wird sich im Grabe umdrehen. **CHRISTA**

Mein Gott heißt Allah. Ich bin ein muslimisches Mädchen. Ich bin in einem muslimischen Land geboren. Ich müsste eigentlich Kopftuch tragen, aber es ist auch okay ohne. Ich bin aber trotzdem Muslima. Ich geh manchmal in die Moschee, da trage ich auch ein Kopftuch. Ich gehe manchmal mit meiner Familie donnerstags in die Moschee und dann sind wir erst um 24.00 Uhr wieder zu Hause. Wir gehen in die afghanische Moschee am Gesundbrunnen. **SADAF**

Ich denke, es geht in erster Linie darum, dass die Leute die Wahl haben, ihren Lebensstil selbst zu wählen und dass keiner über sie bestimmt. Wenn eine Frau das Kopftuch tragen möchte, soll sie das machen, das ist gar nicht das Problem. Ich glaube, das Problem daran ist, dass diese religiösen Leute sehr oft sehr, sehr intolerant gegenüber anderen Lebensformen sind. **CEM**

RELIGION

44

Eigentlich wäre ich vom Glauben her Muslima und Shiitin. Aber dadurch, dass meine Eltern mich nicht so erzogen haben, mir nichts über den Koran erzählt haben, nicht gezeigt haben, wie man betet, habe ich auch keinen Bezug zu dem Islam und zu meiner Religion. In der Schule habe ich am Religionsunterricht teilgenommen und fand das immer voll interessant. Während die anderen Blödsinn gemacht haben, war ich immer voll dabei. Deswegen weiß ich über die christliche Religion auch mehr Bescheid als über den Islam.

Aber jetzt gerade fahr ich da so einen Weg, mich ein bisschen darüber zu informieren, hab mir auch den Koran geholt, möchte ihn gerne lesen. Aber es kommt daher, dass ich jetzt neue Freunde habe, die mir viele Sachen erklären, wir reden viel über den Islam. Ein guter Freund von mir studiert Islamwissenschaft. Der ist ziemlich fit darin. Und dann saßen wir ein paar Tage und ich habe ihn ausgefragt, weil ich ja so gar nichts weiß. Er hat mir ein paar Sachen erzählt und dann dachte ich, ja, vielleicht ist es ja doch nicht so schlecht, vielleicht sollte ich mich doch mal informieren, vielleicht finde ich ja doch noch einen Weg zum Islam, vielleicht werde ich ja doch noch eine Muslima (lacht)! **PEGAH**

Ich selber bin kein Gläubiger. Aber wenn jemand gläubig ist, bitte schön. Aber dabei nicht so aggressiv sein, nicht so aggressiv sein. Religion ist eine politische Sache, die ausgenutzt wird. **ESSEFANDIAR**

Für mich spielt die Religion eine sehr große Rolle. Über 90% der Polen sind katholisch und ich glaube an Gott. Jeden Sonntag gehen wir mit meiner Familie in Polen in die Kirche, und ich versuche ein guter Mensch zu sein. **LAURA**

Religion oder Glaube spielen mittlerweile nicht mehr so eine große Rolle in meinem Leben. Früher, als kleines Kind schon, da meine Mutter gläubig ist. Aber mittlerweile habe ich mir mein eigenes Bild gebildet und ich glaube nicht wirklich, dass ein Gott existiert.

Ich bin zur Kommunion gegangen. Die Firmung könnte ich jetzt machen, aber ehrlich gesagt will ich das nicht. **ALEXANDER**

Wir sind nicht sehr religiös. Meine Familie war sehr religiös (katholisch) und die Familie meines Mannes war auch sehr religiös, er hat einen frei-evangelischen, anthroposophischen Hintergrund, eine Weltanschauung ist es eher. Wir haben nicht katholisch geheiratet, weil das für ihn einfach zu schlimm war.

Wir sind jetzt nicht religiös, aber wir haben unsere Kinder evangelisch taufen lassen, weil meine Mutter meinte, wenn die Kinder nicht getauft werden, dann kommen sie in die Hölle. **ROSE-ANNE**

Ich komme aus einer säkularen Familie. Wir haben traditionell die jüdischen Feste gefeiert. Hier in Berlin muss man mehr Aufwand treiben, um zum Beispiel ein traditionelles Essen zu Rosch Ha-Schana vorzubereiten. Wenn ich in Deutschland sage, dass ich aus Israel bin, wird gleich auch angenommen, dass ich Jüdin bin. Hier muss ich also mehr über Judentum nachdenken als in Israel.

NIRIT

Als ich in Deutschland ankam, habe ich meine Kirche zuerst sehr vermisst. Der Gottesdienst in Deutschland ist anders als in Ruanda. Es geht viel geordneter und stiller zu. Jeder hat ein Gesangsbuch, aus dem er scheinbar für sich selbst singt. In Ruanda wird laut und frei in der Gruppe gesungen. Wenn der Pastor seine Predigt gehalten hat, können die Menschen nach vorne kommen und Gott Dank sagen, für konkrete Hilfe, die sie bekommen haben. Diesen Halt in der Gruppe und die heitere Atmosphäre vermisste ich ein bisschen in Deutschland. Aber zum Glück habe ich in der Bahn ein nigerianisches Mädchen getroffen, das auf dem Weg zu ihrer Kirche war, »the stone church« in Tempelhof und mich gleich eingeladen hat. Dort hat es mir sehr gut gefallen, und ich habe beschlossen, nun jeden Sonntag dorthin zu gehen.

MARTHE

Diesen Gottesglauben, dass da jemand ist, das wünsch ich mir. Das wär schön, wenn's so wäre, dass man das Gefühl hat, da ist jemand der beschützt dich. Aber, ich weiß es nicht ...

CHRISTA

Für mich persönlich war der Koran eigentlich nie so, dass er mich eingeengt hat oder dass ich ihn als negativ empfunden habe. Im Gegenteil. Ich hatte meine Freiheiten, ich konnte mir was aussuchen, für mich war da kein Zwang. Es gibt immer Auswege.

Das Problem ist in den Medien, was da gezeigt wird, auch über die Frauen. Das ist mehr die Kultur, die Männerkultur, das hat mit Islam nichts zu tun. Zum Beispiel in Saudi-Arabien, dass die Frauen nicht Autofahren sollen. Das ist eine Männergesellschaft, der Islam verbietet den Frauen das nicht. Das ist gewollt, dass der Westen so negativ auf den Islam guckt.

LAILA

Ich hab irgendwo meine eigene Religion mir erdacht, aber die Wurzel dieser eigenen Weltanschauung ist definitiv das Judentum. Und wenn es aus mir einen so weltoffenen Menschen gemacht hat, finde ich auch toll, dass ich diese Wurzeln habe. Es ist aber nicht so, dass ich ein krass religiöser Mensch bin. Oder jeden Schabbat ehre, in dem Sinne, dass ich in die Synagoge gehe. Ich bin eher jemand, der die Traditionen kennt und glücklich ist, dass es diese Traditionen gibt.

JONNI

Ich bin zweisprachig aufgewachsen. Hier in Deutschland sprechen wir Deutsch, im Libanon Arabisch. Mein Vater wollte, dass wir zwei Sprachen lernen. Beide Sprachen sind für mich meine Sprachen, sowohl als auch.

Wenn wir in Berlin deutschen Besuch hatten, haben wir oft Arabisch gesprochen, auch mit meiner Mutter. Das klang dann natürlich komisch, weil meine Mutter ja Deutsche ist und wir reden Arabisch. Aber wir haben das gemacht, damit die Leute nicht verstehen, was wir gerade reden. Und im Libanon hat mein Vater dann Deutsch gesprochen, da haben die Leute dann auch komisch geguckt. Aber wir wollten manchmal, dass sie nicht verstehen, um was es geht.

Ich spreche beide Sprachen sehr gut. Ich liebe es, Arabisch zu sprechen. Mit meinem Mann müsste ich eigentlich Deutsch sprechen, damit er seine deutsche Sprache verbessert. Aber das ist für mich komisch, wenn ich mit ihm Deutsch spreche. Also spreche ich zuhause Arabisch.

Im Libanon spreche ich fast nur Deutsch ... Mit meinem Mann rede ich im Libanon immer Deutsch, ich spreche sonst nie Deutsch mit ihm, weiß ich auch nicht so genau warum. **LAILA**

Es macht für mich Sinn, je nach Umgebung und Leuten die richtige Sprache auszuwählen. Wenn ich zum Beispiel auf dem Markt bin und das Gemüse mich nicht anspricht, dann werde ich nicht auf Deutsch mit dem Verkäufer sprechen, weil er ja auch erkennt, dass ich seiner Ethnie angehöre und dass ich auch aus dem Land kommen könnte. Deswegen sage ich das auf Türkisch und dann natürlich noch ein bisschen umgangssprachlicher und so nach dem Motto: »Ja, großer Bruder, hast du nicht bessere Ananas?« Und dann gibt's ein Lächeln und man kriegt die Ananas und dann sind alle glücklich.

CEM

Ich war im Libanon in der 5. Klasse und hier hat man mich in die 3. Klasse gesteckt. Ich war so sauer! Alles, was die hier gelernt haben, hatte ich schon im Libanon. Ich war schon weiter, aber die Sprache hat gefehlt. Ich konnte damals perfekt Französisch. Jetzt spreche ich Arabisch, Deutsch, mittelmäßiges Englisch und verlerntes Französisch, das ich hier in Deutschland vergessen habe.

HANADI

Ich spreche größtenteils Deutsch, auch wenn meine Eltern Polnisch mit mir sprechen. Ich glaube, dass Deutsch meine Muttersprache ist. Wenn ich Polnisch spreche, denke ich mehr darüber nach, was ich sage. Ich fühle mich dann ein bisschen verschlossener, weil ich eine Sprache benutze, die ich nicht so gut beherrsche.

ALEXANDER

Meine Muttersprache ist Türkisch. In meiner Familie versuche ich auf Türkisch zu sprechen, ich möchte, dass die Kleine die türkische Sprache richtig beherrscht. Ich möchte aber auch, dass sie die deutsche Sprache richtig beherrscht. Das ist sehr wichtig für ihr Leben, denn wir leben ja in Deutschland.

Englisch habe ich in der Schule gelernt, das ist auch für meinen Beruf sehr wichtig. Ich habe extra einen Kinderladen ausgesucht, wo meine Kleine auch Englisch lernen kann, auch ein bisschen Französisch. Ich möchte mit ihr am liebsten nur auf Türkisch sprechen, aber das gelingt mir nur sehr schwer, mir rutschen dann doch auch immer wieder deutsche Wörter raus. **BANU**

Ich spreche Deutsch lieber als Persisch. Wenn man anfängt zu sprechen ist es schön. Ich habe auch ein bisschen meine Sprache vergessen. **SADAF**

Ich spreche Deutsch, fließend Persisch, Englisch auch. Privat spreche ich Deutsch, auch mit meinen Eltern, aber auch Persisch, es ist ein Mix, kommt immer drauf an, meine Eltern antworten auch in beiden Sprachen.

Meine Lieblingssprache ist aber Deutsch, ist ja meine Muttersprache, eigentlich nicht, aber irgendwie doch. Es kommt willkürlich, was ich spreche. Aber wenn ich aufgeregt bin, spreche ich eher Deutsch, das ist meine Sprache. So bin ich aufgewachsen. **PEGAH**

Ich spreche Englisch, Deutsch, Französisch und haitianisches Kreol. Zu Hause spreche ich mit meinen Kindern Englisch und sie sprechen mit dem Vater Deutsch, er ist Deutscher.

Meine Persönlichkeit ändert sich, wenn ich Deutsch spreche. Ich bin viel ernster und versuche, sehr präzise zu sprechen, das klappt aber nicht immer. Ich bin nicht so frei auf Deutsch. Ich spreche es seit dreizehn Jahren, aber trotzdem ist es immer noch nicht so fließend, dass ich das Gefühl habe, dass ich mich so gut ausdrücken kann. Auf Englisch fließt es einfach raus und ich muss nicht mehr nachdenken, klar.

Mein Kreol ist leider nicht mehr so fließend wie in der Kindheit. Ich war kurz nach dem Erdbeben in Haiti in 2010 und da habe ich gemerkt, Deutsch hat nun Platz zwei, nicht mehr Französisch oder Kreol, die sich sehr ähnlich sind. Aber es ist trotzdem tief drinnen. **ROSE-ANNE**

Ich spreche gerne Deutsch, weil die arabische Sprache eine sehr schwierige Sprache ist. Ich spreche Arabisch zu 80%. Manchmal fehlen mir ein paar Wörter, aber ich kann noch lesen und schreiben. Mit meinen Kindern spreche ich zu 80% Deutsch. Die verstehen Arabisch, aber leider nicht alles. Ich kriege immer Ärger mit meiner Mutter, die ja nicht so gut Deutsch spricht. Wenn sie mit meinen Jungs Arabisch redet und sie verstehen es nicht, dann ist das ein bisschen doof. **HANADI**

Also, ich bin ja in Israel geboren, die erste Sprache, die ich kennengelernt habe, ist meine Muttersprache Hebräisch. Ich spreche sie heute noch sehr gut. Allerdings nicht so wie Israelis, die dort ihr Leben lang gelebt haben. Wenn es daran geht, Nachrichten in Israel zu schauen, dann verstehe ich nur noch die Hälfte, es gibt ganz viele Begriffe, die mir gar nicht geläufig sind. Dann spreche ich natürlich Deutsch, ich würde sagen recht flüssig. Da der Familienhintergrund meiner Mutter aus der Sowjetunion ist, heute ist das die Ukraine, spreche ich durchaus auch ein bisschen Russisch. Meine Großeltern haben zu Hause viel Russisch gesprochen. Ich hab immer mitgekriegt, wie meine Mutter mit ihren Eltern Russisch gesprochen hat. Ich könnte mich in Moskau durchaus unterhalten und mich durch die U-Bahn kämpfen und dahin kommen wo ich hin will. Natürlich spreche ich auch Englisch. **JOHNNI**

Meine Muttersprache ist Kinyarwanda. Außerdem spreche ich Englisch, Französisch und Swahili. Und ich bin dabei, Deutsch zu lernen. Ich spreche gern Englisch, und Französisch mag ich auch. **MARTHE**

Die ersten Tage in Deutschland waren sehr anstrengend, weil ich die Sprache noch kaum verstehen konnte. Deutsch war anfangs schwierig für mich, und die Kinder in den Projekten konnten kein Englisch. Einmal fragte mich ein Kind, ob ich Deutsch könnte, und ich antwortete: »Ein bisschen.« Darauf antwortete sie : »Oh, süß!«

»Süß« ist inzwischen eines meiner deutschen Lieblingswörter. Ich mag außerdem: »Guck mal hier! « und »Keine Ahnung!«. Deutsch ist bis jetzt wohl die schwierigste Sprache, die ich gelernt habe, darum bin ich auf meine Deutschkenntnisse stolz. Vieles, wie das Beugen von Verben, kannte ich schon aus meiner Muttersprache, aber die deutsche Grammatik ist trotzdem sehr kompliziert. Das Wort Lehrerin zum Beispiel ist für mich nicht so leicht auszusprechen, weil R und L in meiner Sprache gleich klingen.

MARTHE

Wenn ich auf Griechisch träume, rede oder denke, dann kommen viel mehr Emotionen und Bilder. Die deutsche Sprache finde ich ein bisschen rationaler und man muss sehr vorsichtig sein mit der Syntax und Grammatik. Das ist für mich eine »Kopfübung«, sozusagen. **THEOKLEIA**

Ich habe Bank- und Finanzwesen studiert. Ich wollte Managerin werden, weil ich glaube, dass ich gut mit Menschen zurechtkomme. Aber jetzt möchte ich eine Ausbildung machen, um mit Kindern zu arbeiten, weil ich mag, wie Kinder sich verhalten und dass sie so unschuldig sind und nett zu allen. **MARTHE**

Ich hoffe, ich lebe (in 10 Jahren) in der Türkei, in Istanbul mit meiner Familie. Ich hätte sehr gern, dass meine Tochter dort groß wird. Istanbul ist eine sehr Multi-Kulti- und sehr junge Stadt, die sich sehr schnell entwickelt. Aber das ist ein Wunschdenken. Und eine finanzielle Frage.

Aber ich würde nie komplett wegziehen aus Berlin, ich würde meine Wohnung hier nie aufgeben. Ich würde immer hin und her pendeln. **BANU**

Das wichtigste Thema für mich ist gerade meine Zukunft. Ich wohne hier seit zwei Monaten und ich denke viel über meine Zukunft nach.

In zehn Jahren möchte ich in Berlin wohnen und mein Studium beendet haben, in einem großen Unternehmen arbeiten und eine »Business-Woman« sein. **LAURA**

Mein Traum ist, Künstler zu sein. Ich möchte mich gern kreativ ausdrücken können und davon auch noch leben zu können. Aber ich sehe den Druck der Gesellschaft relativ hoch – dass ich einen Job brauche und dass ich mein Leben irgendwie finanzieren muss.

Ich hab das Gefühl, als müsste ich in so einem Muster leben, so wie alle anderen das tun müssen. Also zur Schule gehen, Studium machen oder eine Ausbildung und dann einen Job haben und arbeiten, arbeiten, arbeiten – solange, bis ich irgendwann Rentner bin oder tot. Und das will ich einfach nicht. Ich will das machen, was mich glücklich macht und was mich erfüllt. **ALEXANDER**

Es gibt im Moment eine sehr wichtige Frage für mich: Ich muss eine Entscheidung treffen und das ist Folgendes: Entweder Theaterpädagogik studieren als Aufbaustudium oder etwas mit sozialer Arbeit. Ich habe Angst, dass ich vielleicht keine Arbeit finden kann, wenn ich Theaterpädagogik nehme. Die andere Lösung ist als Sozialpädagogin oder Erzieherin, denn der Arbeitsmarkt braucht gerade viele Erzieherinnen und Sozialpädagoginnen. Mein Herz sagt direkt: Theaterpädagogik, aber ich bin erwachsen genug und ich muss auch auf den Arbeitsmarkt achten. **THEOKLEIA**

ZUKUNFT TRÄUME

Es gibt viele Exil-Iraner im Ausland. Ich habe gehört und gesehen, dass sie wieder zurückkehren. Aber unsere Wirtschaft ist total kaputt. Zerstören ist einfach, aber Wiederaufbauen ist schwerer. Aber wir sind guter Hoffnung. Meine Meinung ist so, dass ich [in 10 Jahren] wieder im Iran bin. Am Besten mit einer festen Arbeit, aber ich werde wieder nach Deutschland zurückkehren.

ESSFANDIAR

Momentan bewegt mich, dass ich meine Umschulung zur Bürokauffrau mit sehr guten Noten beende, dass ich diesen Abschluss habe. Das ist momentan mein Ziel. Und dass ich dann auch so schnell wie möglich eine Arbeit finde. Ich bin eine, die gern arbeitet, und ich will endlich, dass ich diesen Schein habe und dann geht es wieder los.

In 10 Jahren werde ich mit meinem Mann ein Geschäft aufmachen, mit Imbiss. Irgendwas mit Lebensmitteln, weil wir ja sehr gut kochen können. Ich lerne ja jetzt Buchhaltung, dann kann ich das Geschäft dann gut leiten.

Ich würde noch eine andere Sache gern machen, Schmuck herstellen, orientalischen Schmuck.

LAILA

Meine persönliche Zukunft beschäftigt mich im Moment sehr. Das Thema alt werden – wo werde ich alt, hier oder in den USA oder irgendwo dazwischen? Wie soll das aussehen? Ich weiß nicht, ob ich mein Leben lang hier bleiben möchte.

Ich kann mir nicht vorstellen, hier alt zu werden, weil ich hier nicht klein war. Ich bin nicht hier aufgewachsen und ich denke, man kann sein Leben haben, aber alt sein und jung sein gehören zusammen. Deshalb kann ich mir nicht vorstellen, hier als alter Mensch zu sein.

Ich kann mir vorstellen, dass eines meiner Kinder in fünfzehn Jahren in den USA ist. Er wird hoffentlich nicht dort studieren wollen, denn das kann ich nicht bezahlen, aber kann mir schon vorstellen, dass ein oder zwei von den Dreien dort was macht, vielleicht ein Austauschjahr, aber mein drittes Kind wird vermutlich hier sein. **ROSE-ANNE**

Ich weiß noch nicht, was ich werden will. Mir fällt es schwer, mich jetzt zu entscheiden. Ich muss noch darüber nachdenken. Vielleicht Friseurin, Ärztin oder Lehrerin. Ich kann meine Zukunft noch nicht sehen, aber mein Traum ist, in Berlin zu leben. **SADAF**



Ich denke: In eineinhalb Jahren bist du 80.

Diese Vorstellung alleine ist schon so, dass ich mir nicht erlaube, weiter zu denken. **CHRISTA**



Wenn ich alt bin, möchte ich in einem Heim für alte Menschen sein, weil das besser für meine Familie ist und für mich auch. Sie können mich dort besuchen, aber ich möchte keine Last sein für sie. Falls ich 100 Jahre alt werde oder 90, brauche ich wahrscheinlich Hilfe bei allem. Und ich denke, es ist dann besser in einem Heim, wo sie sich um einen kümmern. Denn da gibt es Leute, die dafür ausgebildet sind. Ich hoffe, dass es da besser ist ... besser als zu Hause. **MARTHE**



Wenn ich alt bin, sehe ich mich immer noch in Neukölln. Ich bin immer noch lustig, das hoffe ich. Und dass ich meine Familie immer noch habe, auch als alte Frau. Ich hoffe, es bleibt wie es ist oder wird besser. **HANADI**



Wenn ich mit meinem Mann sehr alt werden sollte, würde ich im Winter hier in Deutschland leben, im Sommer im Libanon im Dorf und meine Rente genießen. Dort ist so schönes Wetter.

Mein Vater hat hier sehr lange gelebt, aber gesagt, wenn er stirbt, möchte er im Libanon neben seiner Mutter begraben werden, in dem Dorf, wo er auch aufgewachsen ist. Den Wunsch haben wir ihm erfüllt.

Obwohl ich mehr in Deutschland gelebt habe, würde ich, wenn ich sterbe, auch in meinem Dorf neben meinem Vater begraben werden wollen. Im Libanon ist es ganz anders. Wenn man hier auf dem Friedhof begraben wird, dann ist man so wie abgestellt. Keiner besucht einen. Im Libanon gehen die Menschen jeden Donnerstag und Freitag zum Grab, sie sprechen auch für Fremde ein Gebet, man besucht nicht nur die Gräber der eigenen Familie, auch andere. Gerade, wenn die keine Familie hatten, gehen die Dorfbewohner zum Grab von Menschen, die niemanden hatten und beten für sie.

LAILA

VERMISCHTES

52

W

enn ich jetzt die Wahl hätte, Urlaub zu machen, z.B. am Strand in Spanien, dann würde ich das lieber machen als bei meiner Familie im Iran. Wenn du im Iran bist, erzählen alle von ihren Problemen. Dann habe ich eine Doppelbelastung, das ist keine Erholung. Ich will ja abschalten im Urlaub.

Außerdem kann man im Iran nicht viel machen, du kannst nicht feiern gehen. Im Urlaub mach ich auch gern Sport, aber wenn ich draußen joggen gehe, dann muss ich das mit Kopftuch machen und den hängenden Mantel, Monto, tragen.

Wenn ich in den Iran fliege, dann kann ich da nicht so rumlaufen wie hier, das ist ja bekannt, es ist eine islamische Republik, d.h. Kopftuch und Mantel, so freizügig rumlaufen, das geht nicht, nur unter dem Monto kannst du deine privaten Klamotten tragen. Es ist nicht mehr ganz so streng wie früher, man muss das Tuch nicht mehr bis in die Stirn haben, auch die Mäntel sind jetzt enger und stylicher, aber viel Haut zeigen geht gar nicht.

Wenn man von Berlin aus in den Iran fliegt, ist es so, dass die Frauen in den normalen Klamotten in den Flieger steigen. Aber kurz bevor das Flugzeug landet, 10–20 Minuten vorher, fangen die ganzen Frauen an, ihre Kopftücher und Mäntel aus den Taschen rauszuholen, alle sind dann damit beschäftigt, sich anders anzuziehen, manche auch mit langen Hosen. Und dann sitzen alle da und warten. Es ist ziemlich lustig im Flugzeug, wenn dann plötzlich alle mit Kopftuch da sitzen. **PEGAN**

D

Das war eine gespenstische Sache: Absolute Ruhe und dann rollte so langsam ein Panzer die Straße hoch. Und ich stand so hinter dem Zaun und fragte: wie sehen die Amerikaner denn eigentlich aus? Und dann sagt mein Vater: zwei Augen, Nase in der Mitte, darunter der Mund. Naja, sagt er, so wie wir – bloß er hat nicht an die Schwarzen gedacht. Als der erste Panzer rollte, guckte oben ein schwarzer Mann raus. **CHRISTA**

S

chule mag ich nicht so. Lernen mag ich sehr. **SADAF**

D

ie Eltern meines Vaters waren Holocaust-Überlebende. Ich habe sie nicht richtig kennengelernt, weil sie gestorben sind, als ich noch ein kleines Kind war. Aber aus Erzählungen über sie weiß ich, dass sie wahrscheinlich nicht froh gewesen wären, dass ich in Deutschland bin. Sie hatten mit Deutschland eben eine ganz andere Geschichte, so dass es für sie bestimmt schwierig gewesen wäre, dass ich in Deutschland lebe. Aus meiner Familie hat mir niemand direkt etwas gesagt, aber ich kann mir vorstellen, dass manche es nicht toll finden, dass ich hier bin. Aber bei meiner Abschiedsparty haben mir zwei, drei Leute in meinem Alter gesagt, dass sie nie nach Deutschland gehen würden.

NIRIT

A

ls Jugendliche hab ich mir vorgestellt, wie es ist, wenn ich verheiratet bin: Mit Hosen und einer Zigarette auf der Couch liegen. Das war wahrscheinlich so ein Freiheitsgedanke. **CHRISTA**

GLOSSAR

Das Glossar gibt Sacherklärungen und weiterführende Informationen zu den Begriffen, die in den Kurzportraits mit einem **Stern*** gekennzeichnet sind. Es ist alphabetisch geordnet.

Arabischer Frühling

Ausgelöst durch die Selbstverbrennung eines verzweifelten Gemüsehändlers, kam es Ende 2010 in Tunesien zu Massenprotesten gegen die schlechten Lebensbedingungen und die staatlichen Repressionen. Als sich das Militär auf die Seite der Demonstranten stellte, brach die Diktatur zusammen. Ermutigt von diesem Erfolg, breiteten sich die Proteste rasch über andere arabische Länder aus und führten in Ägypten, Libyen und Jemen zum Sturz der Regime. Bei der Verbreitung der Proteste spielten die elektronischen Medien und Netzwerke eine große Rolle.

Die Bezeichnung »Arabischer Frühling« für diese Vorgänge hat sich in der deutschen und internationalen Presse weitgehend durchgesetzt.

Asyl, Duldung und Abschiebung

Menschen, die nach Deutschland flüchten, können einen Antrag auf Asyl stellen. Das Wort »Asyl« kommt aus dem Griechischen und heißt »Zufluchtsort«. Die Bundesrepublik Deutschland gewährt Menschen Asyl, die in ihrer Heimat politisch verfolgt wurden und nicht über einen sicheren Drittstaat eingereist sind. Viele Menschen kommen aber auch, weil in ihrem Land ein Bürgerkrieg ausgebrochen ist oder sie für sich und ihre Kinder in ihrem Herkunftsland keine glückliche Zukunft sehen. Vielen wird kein Asyl gewährt, sondern nur eine Duldung. Sobald die Situation in ihrem Heimatland wieder sicherer wird, müssen sie Deutschland verlassen. Wenn sie nicht freiwillig ausreisen, kann sie die Polizei dazu zwingen. Das heißt dann Abschiebung. Staatenlose Menschen können nicht abgeschoben werden.

Asylbewerberheim

Es dauert oft Jahre, bis Ausländerbehörden und Gerichte darüber entscheiden, ob Flüchtlinge in Deutschland bleiben dürfen oder nicht. Solange müssen sie in Heimen wohnen und dürfen keine eigene Wohnung suchen. Diese Heime heißen Asylantenheime. Obwohl Menschen, die von keinem Land der Welt einen Pass besitzen und also staatenlos sind, nicht abgeschoben werden, müssen viele jahrelang in Heimen wohnen und bekommen keine Chance auf einen Neuanfang in Deutschland.

Bürgerkrieg im Libanon und Einmarsch israelischer Truppen

Der libanesischer Bürgerkrieg dauerte von 1975 bis 1990. Es bekämpften sich wechselnde libanesischer Koalitionen – Sunniten, Schiiten und Christen – die von den benachbarten Staaten Iran, Syrien und Israel unterstützt wurden. Die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) errichtete im Süden des Libanon einen Staat im Staat. Ab 1975 kam es zu Gefechten. Zwei Mal marschierten israelische Truppen ein, 1978 und 1982, verhinderten aber nicht das Massaker, das libanesisch-christliche Milizen 1982 in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Schatila begingen. Der Bürgerkrieg forderte 90.000 Todesopfer, 115.000 Verletzte und 20.000 Vermisste. 800.000 Menschen flohen ins Ausland. Besonders stark betroffen war der Süden des Landes.

Chamsa

Chamsa ist Arabisch und bedeutet fünf. Es ist ein Schmuckstück in Form einer Hand, das Glück bringen und den bösen Blick abwenden soll. In vielen israelischen Haushalten hängt eine Chamsa an der Wand. In der arabischen Tradition ist die Chamsa auch als »Fatimas Hand« bekannt.

Chomeini und die Islamische Revolution

Ruhollah Chomeini war der Anführer der Islamischen Revolution im Iran. Aus dem Exil in Paris heraus stürzte er die

Regierung des damaligen Schahs Mohammad Reza Pahlevi und rief im April 1979 die Islamische Republik Iran aus. Er erklärte den Iran zum »Gottes-Staat« und bestimmte, dass die Gesetze des Islam für alle Bereiche des Lebens gelten sollen.

Um dem religiösen Terror der Revolutionsgarden zu entkommen, gingen in den darauffolgenden Jahren bis zu 2,5 Millionen Iranerinnen und Iraner ins Exil, etwa 110.000 davon nach Deutschland. In Berlin leben laut Statistischem Jahrbuch 2013 etwa 4.200 Menschen mit iranischer Staatsangehörigkeit.

1986 wurde von iranischen Exilanten der »Verein Iranischer Flüchtlinge in Berlin e.V.« gegründet. Er berät Neuankömmlinge in Asylfragen, bietet Sprachkurse und führt Projekte und kulturelle Aktivitäten für iranische Migrantinnen und Migranten durch.

Coming-out

Der Begriff Coming-out kommt aus dem Englischen und ist abgeleitet aus der Formulierung »coming out of the closet«. Wörtlich bedeutet dies: »aus der Kammer herauskommen«.

Damit wird der individuelle Prozess von zumeist homosexuellen Menschen beschrieben, sich ihrer sexuellen Orientierung bewusst zu werden und dies auch nach außen zu vertreten.

Dabei werden zwei Phasen unterschieden: Das innere Coming-out bezeichnet den Prozess, sich entgegen der gesellschaftlich vorgegebenen Norm der Heterosexualität über die eigene Homosexualität bewusst zu werden. Diese Phase kann individuell unterschiedlich lange dauern und sich teilweise über viele Jahre hinziehen.

Das äußere Coming-out bezeichnet den Prozess, das lesbisch oder schwul sein auch nach Außen zu vertreten. Dies ist ein lebenslanger Prozess, denn wann immer die betroffene Person fremde Menschen trifft, stellt sich die Frage, ob und wie sie ihre sexuelle Identität offenbart.

Dabke-Musik

Dabke ist ein arabischer Volkstanz, der vor allem im Libanon, Palästina und Syrien beliebt ist. Es ist ein Tanz, der bei Hochzeiten und anderen freudigen Ereignissen wie z.B. dem Zuckerfest getanzt wird. Anstelle und zusätzlich zu traditionellen Instrumenten benutzen DJs wie Ceger und Zakariya Synthesizer. Es ist eine schnelle, mitreißende Musik.

Darī

Darī ist die Eigenbezeichnung der persischen Sprache in Afghanistan. Der Begriff Darī ist die Kurzform von Fārsī-e Darī und bedeutet »die Sprache des königlichen Hofes«. Darī ist die Amtssprache in Afghanistan, wie auch im Iran und in Tadschikistan.

Flüchtlinge aus dem Libanon und den Palästinensischen Autonomiegebieten in Berlin

Im Jahr 2011 lebten 7.072 Menschen mit libanesischer Staatsangehörigkeit in Berlin. Es sind aber weitaus mehr Menschen mit Wurzeln im Libanon und den Palästinensischen Autonomiegebieten in Berlin. Allein zwischen 1982 und 1990 kamen ca. 15.000 Flüchtlinge aus dem Libanon nach Berlin. Nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 war es ein Jahr lang sehr einfach, über Ost-Berlin einzureisen. Manche der Flüchtlinge hatten einen libanesischen Reisepass. Andere lebten zwar im Libanon, waren dort aber auch nicht willkommen und hatten keinen libanesischen Pass, sondern waren staatenlos: Palästinenser, die seit Jahrzehnten in Flüchtlingslagern im Süden des Libanon lebten und Mhallami-Kurden, deren ursprüngliche Heimat die Ost-Türkei war, die aber bereits seit den 1920er-Jahren in Beirut und dem Südlibanon lebten.

Freestyle

Als Freestyle wird unter anderem eine Stilrichtung der Rapmusik bezeichnet, in der mit oder ohne instrumentelle Begleitung ein Rap improvisiert wird.

Fulbright-Stipendium

Das Fulbright-Programm ist ein internationales Stipendienprogramm für den akademischen Austausch mit den USA. Das 1946 gegründete Austauschprogramm ermöglicht Studierenden und Akademikern weiterführende Universitätsstudien, Forschungsaufenthalte und Sprachunterricht an weiterführenden Schulen.

Es ist eines der prestigeträchtigsten Stipendienprogramme weltweit.

Das 1952 gegründete deutsch-amerikanische Programm war lange Zeit international das größte Programm und hat mittlerweile über 40.000 Stipendiaten gefördert.

Gastarbeiter aus der Türkei

Die Männer und Frauen, die zwischen 1955 und 1968 aufgrund von sogenannten Anwerbeabkommen mit verschiedenen Ländern zum Arbeiten nach Deutschland kamen, nannte man »Gastarbeiter«. Der Begriff signalisierte, dass der Aufenthalt hier nur vorübergehend sein sollte.

Das Anwerbeabkommen zwischen der Türkei und Deutschland wurde am 30. Oktober 1961 unterzeichnet. Die Initiative ging dabei von der türkischen Regierung aus. Für die »Gastarbeiter« galt zunächst das Rotationsmodell: Sie durften maximal zwei Jahre bleiben, dann mussten sie zurückkehren und wurden durch neue ersetzt. Ihre Familien durften sie nicht mitbringen. Später wurde das Rotationsmodell aufgegeben und es gab Gesetze für den Nachzug von Familienangehörigen.

In Berlin leben heute über 100.000 Menschen türkischer Staatsbürgerschaft und fast 177.000 mit türkischem Migrationshintergrund.

Haitianische Einwanderer

Der karibische Inselstaat Haiti war einst der reichste Staat Lateinamerikas. Heute zählt er zu den ärmsten Ländern der Erde.

Die Haitianer sind stolz auf ihre Geschichte – die französische Kolonie trotzte Napoleon und erklärte 1804 ihre

Unabhängigkeit von Frankreich. Haiti wurde die erste unabhängige Republik von Schwarzen und Mulatten und schaffte die Sklaverei ab, weit früher als die USA.

Immer wieder trieben jedoch politische Instabilität, wirtschaftliche Ursachen und Naturkatastrophen die Menschen dazu, ihr Heimatland zu verlassen. Insbesondere das Terrorregime von François »Papa Doc« Duvalier und seinem Sohn »Baby Doc« zwischen 1957 und 1986 trieb Millionen von Haitianern, vor allem Studenten und Angehörige der Mittelklasse – wie Rose-Annes Eltern – in die Emigration. Hauptziele waren Frankreich, Mexiko, die Dominikanische Republik, vor allem aber Kanada und die USA.

In den Vereinigten Staaten leben heute etwa 800.000 Haitianer. In einigen Großstädten wie New York und Miami gibt es haitianische Viertel.

Hebräischer Haussegen

In vielen jüdischen Haushalten hängt ein Wandschmuck mit dem traditionellen hebräischen Haussegen: »Durch dieses Tor soll kein Leid kommen. In dieser Wohnung sollen keine Sorgen herrschen. Durch diese Tür soll kein Schrecken kommen. An diesem Ort soll es keine Teilung geben. Dieser Platz soll erfüllt sein von Segen und Frieden.«

Holocaust

Holocaust bedeutet im Griechischen »Brandopfer«. Damit wird der Völkermord bezeichnet, der 1938–1945 unter Führung der deutschen Regierung an den europäischen Juden verübt wurde. Ungefähr sechs Millionen jüdische Kinder, Frauen und Männer wurden ermordet. In Israel und von Juden in Europa wird statt Holocaust das hebräische Wort »Schoa« verwendet, das Katastrophe bedeutet.

Israelis in Berlin

In Berlin leben schätzungsweise 20.000 Israelis, viele von ihnen sind jung und gut ausgebildet. Seit einigen Jahren gibt es einen regelrechten Zuzugsboom: Berlin gilt bei jungen Israelis als cool, entspannt und vergleichsweise

kostengünstig. Gleichzeitig ist die deutsche NS-Geschichte hier sehr präsent und die jüdischen Israelis sehen sich immer wieder mit der Frage konfrontiert, ob sie wirklich angstfrei im Land der Täter leben können.

Israelisch bedeutet aber nicht immer gleich jüdisch. Etwa ein Viertel der Bevölkerung Israels ist nicht jüdisch und auch unter den Israelis in Berlin gibt es Drusen, arabische Christen und Palästinenser.

Kennedy-Besuch in Berlin

Knapp zwei Jahre nach dem Mauerbau besuchte der amerikanische Präsident John F. Kennedy am 26. Juni 1963 West-Berlin. Zusammen mit dem damaligen Berliner Bürgermeister Willy Brandt fuhr er im offenen Wagen durch die Straßen, umjubelt von der Berliner Bevölkerung. Vor dem Rathaus sprach er seinen berühmten Satz »Ich bin ein Berliner«. Damit wollte er deutlich machen, dass die USA die Freiheit West-Berlins verteidigen und die Stadt nicht im Stich lassen werden.

Kinyarwanda

Kinyarwanda ist die am meisten verbreitete Sprache in Ruanda. Sie wird von allen Volksgruppen gesprochen und zählt neben Englisch und Französisch zu den Amtssprachen Ruandas.

Koran

Der Koran ist die Heilige Schrift des Islam. Er stammt aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. und besteht aus 114 Abschnitten (Suren) mit unterschiedlich vielen Versen. Für die Muslime bedeutet er das Wort Gottes in arabischer Sprache.

Kreolisch

Haiti hat zwei Hauptsprachen: Französisch und haitianisches Kreolisch, auch Haitianisch genannt. Allerdings sprechen nur 5% der Bevölkerung Französisch, nämlich die Menschen, die es sich leisten konnten, zur Schule oder Universität zu gehen. Haitianisches Kreolisch ist die Sprache,

die in Haiti von über acht Millionen Menschen gesprochen wird, beinahe der gesamten Bevölkerung.

Das Haitianische Kreolisch entstand in der Kolonialzeit: Um die Kommunikation zwischen den afrikanischen Sklaven und mögliche Revolten zu verhindern, kauften Sklavenhalter Sklaven verschiedener Sprachgemeinschaften. Die Versuche, sich untereinander zu verständigen, führten zu einer neuen Sprache: dem Kreolisch, das im Wesentlichen eine Mischung aus Französisch und verschiedenen westafrikanischen Sprachen ist.

Krise in Griechenland

Die Finanz- und Wirtschaftskrise hat die Arbeitslosigkeit in Griechenland dramatisch steigen lassen. Vor allem junge Menschen sind betroffen. Während die Arbeitslosenquote im November 2013 insgesamt 28% betrug, waren unter den 15- bis 24-Jährigen 61,4% ohne Job. Angesichts der hoffnungslosen Situation in ihrem Heimatland wandern viele junge Leute aus. 2012 sind 34.000 Griechinnen und Griechen nach Deutschland gekommen. Berlin ist als Zuzugsort besonders beliebt.

Mesusah

Mesusah ist hebräisch und bedeutet Türpfosten. Es ist eine kleine längliche Kapsel, die im Türrahmen vieler jüdischer Haushalte angebracht wird. In der Mesusa befindet sich ein Stück Pergament, beschrieben mit einem Abschnitt aus dem 5. Buch Mose.

Nouruz

ist das iranische Neujahrs- und Frühlingsfest. Übersetzt bedeutet es »Neuer Tag«. Im iranischen Kulturraum wird der Beginn des neuen Jahres mit dem Frühlingsanfang am 20. bzw. 21. März gefeiert.

Polen in Berlin

Rund 44.000 Menschen mit polnischem Pass sind in Berlin gemeldet. Rechnet man die Berliner mit polnischen Wurzeln und polnischer Muttersprache hinzu, kommt man nach Schätzungen auf 130.000 bis 200.000. Sie bilden eine der wichtigsten Bevölkerungsgruppen in Berlin. Die Mehrheit der Polen ist katholisch – inzwischen bieten viele Berliner Kirchen auch Gottesdienste auf Polnisch an.

Rap am Mittwoch, Rap Battle

Rap am Mittwoch ist eine zweiwöchentlich stattfindende Veranstaltung in Berlin, bei der Freestyle-Wettbewerbe zwischen zwei Rappern ausgetragen werden, sogenannte Rap Battles. Das Format wurde von Ben Salomo gegründet, um Berliner Rapper zu fördern. Es wird regelmäßig über YouTube ausgestrahlt und deshalb auch überregional wahrgenommen.

Rohani, Hassan

Der iranische Politiker und Rechtsgelehrte Rohani ist seit dem 3. August 2013 Präsident der Islamischen Republik Iran. Verglichen mit seinem radikalen Vorgänger Ahmadi-nedschad gilt er als Reformierender. Er ist außenpolitisch moderater und scheint auch nach innen hin mehr politische Freiheiten zu gewähren. Menschenrechtsorganisationen weisen jedoch darauf hin, dass die Zahl der Todesstrafen seit Rohanis Amtsantritt gestiegen ist.

Ruanda

Das ostafrikanische Land wird auch »Land der tausend Hügel« genannt. Ruanda ist 14-mal kleiner als Deutschland und hat ungefähr 11 Millionen Einwohner. Ruanda ist berühmt für seinen Kaffee- und Tee-Anbau. Kigali ist die Hauptstadt und größte Stadt des Landes. In Ruanda lebt ein Volk mit einer gemeinsamen Sprache und Kultur.

Im 19. Jahrhundert war Ruanda eine deutsche Kolonie und wurde im 1. Weltkrieg von belgischen Truppen besetzt. Beide Kolonialmächte nutzten die vormals durchlässigen

gesellschaftlichen Kategorien von »Hutu« (Bauern), »Tutsi« (Rinderzüchter) und »Twa« (Jäger/Sammler) für ihre Zwecke und definierten diese als Ethnien. Damit manifestierten sie eine Ideologie, die das Zusammenleben der Ruander vergiftete und Gewalttaten zwischen den Gruppen provozierte.

1962 erlangte Ruanda die Unabhängigkeit. Anfang April 1994 eskalierten die Spannungen zu einem Völkermord an den Tutsi. Der Völkermord, in dessen Verlauf fast eine Million Tutsi und oppositionelle Hutu ermordet wurden, endete nach drei Monaten. Die juristische und gesellschaftliche Aufarbeitung dauert bis heute an.

Direkt nach dem Völkermord wurde die Kennzeichnung der Volksgruppe in den Personalausweisen gelöscht. Die Bezeichnungen Tutsi und Hutu sind seither gesetzlich verboten.

Schah, Schah-Gegner

Schah ist das persische Wort für König. Der letzte Schah des Iran war Mohammad Reza Pahlevi. Er regierte von 1941 bis zu seinem Sturz im Zuge der Islamischen Revolution 1979. Außenpolitisch war das Schah-Regime antikommunistisch und westlich orientiert. Im Land selbst wurden politische Gegner verfolgt, inhaftiert und teilweise auch gefoltert.

Für die jüngere deutsche Geschichte war der Berlin-Besuch des Schahs am 2. Juni 1967 folgenreich: Vor dem Rathaus Schöneberg, wo die Berliner Regierung damals ihren Sitz hatte, protestierten linke Gruppierungen – darunter viele Mitglieder der Konföderation Iranischer Studenten – gegen den Besuch des Schahs. Sie wurden von Schah-Anhängern brutal angegriffen, ohne dass die Polizei dazwischen ging. Am selben Abend fand vor der Deutschen Oper eine weitere Demonstration statt. Dabei erschoss ein Polizist in Zivil den Studenten Benno Ohnesorg. Dessen Tod führte zur Radikalisierung der Studentenbewegung. Die terroristische Vereinigung »Bewegung 2. Juni« benannte sich nach dem Datum des Schah-Besuchs.

Sexuelle Identität

Der Begriff »sexuelle Identität« bezeichnet das Selbstverständnis eines Menschen über sich selbst als geschlechtlichem Wesen und sagt etwas darüber aus, ob sich ein Mensch als männlich, weiblich oder anders identifiziert. Grundlegend dabei ist, wie die Person sich selbst wahrnimmt und von anderen wahrgenommen werden will.

Die sexuelle Identität umfasst neben dem biologischen und dem sozialen Geschlecht auch die sexuelle Orientierung. Diese kann zum Beispiel auf das andere (heterosexuell) oder das gleiche Geschlecht (homosexuell) oder auf beide Geschlechter (bisexuell) gerichtet sein.

Schiitin

wird eine Frau genannt, die der Schia angehört, einer Glaubensgemeinschaft des Islam. Ungefähr jeder sechste Muslim gehört zur Gruppe der Schiiten. Für diese steht fest, dass der Prophet Mohammed seinen Schwiegersohn und Vetter Ali für seine Nachfolge bestimmt hat. Die Sunniten dagegen meinen, dass sein Schwiegervater Abu Bakr der wirkliche Nachfolger Mohammeds war. Im Iran sind 89 % der Bevölkerung offiziell Schiiten und 9 % Sunniten.

Solidarność

ist Polnisch und bedeutet auf Deutsch »Solidarität.« Die Gewerkschaft Solidarność entstand aus einer Streikbewegung von Arbeitern im Sommer 1980.

Von regimekritischen Intellektuellen und weiten Teilen der katholischen Kirche unterstützt, wurde die Gewerkschaft mit ihrem Vorsitzenden Lech Wałęsa zu einer Volksbewegung.

Zwischen 1981 und 1989 verboten, erlangte sie 1989 eine überwältigende Mehrheit bei den Wahlen und spielte eine Schlüsselrolle für die politische Wende 1989. Mit Tadeusz Mazowiecki stellte die Solidarność den ersten nichtkommunistischen Ministerpräsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Dezember 1990 wurde Lech Wałęsa zum Staatspräsidenten gewählt.

Staatenlose

Menschen, die kein Staat als Bürger seines Landes anerkennt. Sie haben deshalb keine Staatsangehörigkeit. Für manche Flüchtlinge, die Deutschland erreichen, ist es günstig, staatenlos zu sein, weil sie dann nicht abgeschoben werden können. In Deutschland kommen die meisten Staatenlosen entweder aus dem Libanon und den palästinensischen Autonomiegebieten Westjordanland und Gaza-Streifen oder aus Ex-Jugoslawien. Staatenlos wird man durch Geburt, durch die Auflösung eines Staates (z.B. Jugoslawien) oder durch Vertreibung.

In Berlin werden seit dem Jahr 2000 jährlich etwa 6.000 Menschen eingebürgert, im Jahr 2011 waren es 6.959, darunter 463 Staatenlose (Statistisches Jahrbuch Berlin, 2012).

Stadtteilmutter

Stadtteilmütter beraten arabische und türkische Familien zu Themen wie Erziehung, Bildung, Gesundheit und Sprache. Sie besuchen die Familien zu Hause und arbeiten auch eng mit Schulen, Elterncafés und Kitas zusammen. Insgesamt wurden von 2007 bis 2012 332 Frauen überwiegend türkischer und arabischer Herkunft zu Stadtteilmüttern in Neukölln ausgebildet. Seit dem Jahr 2013 haben einige wenige einen festen Arbeitsvertrag bekommen.

Swahili

Swahili ist die am weitesten verbreitete Verkehrssprache in Ostafrika. Rückkehrende Exil-Ruander, die in den 60er Jahren aus Ruanda nach Kenia und Uganda geflüchtet waren und die nach dem Völkermord 1994 wieder nach Ruanda zurückkehrten, brachten die Sprache mit. Heute wird sie auch in Ruanda gesprochen.

Übergangwohnheim Marienfelde

Das Übergangwohnheim in Marienfelde ist eines der 34 Flüchtlingsheime in Berlin. Es befindet sich in den Gebäuden des ehemaligen Notaufnahmелagers, das bis zum Mauerfall 1989 Flüchtlinge aus der DDR aufnahm.

2010 übernahm der Internationale Bund e.V. die Trägerschaft.

Die 600 Menschen, die derzeit dort leben, kommen aus mehr als 10 verschiedenen Ländern, die Hälfte davon sind Kinder unter 14 Jahren.

Wii

Die Wii ist eine bei Kindern beliebte Spielkonsole.

Zaza

Die Zaza sind eine Bevölkerungsgruppe im Bergland von Ostanatolien/Türkei. Sie lebt im selben Siedlungsraum mit den Kurden, hat aber eine eigene Sprache und Kultur.

Durch Arbeitsmigration in den Westen der Türkei und nach Westeuropa in den letzten 40 Jahren und seit die Zaza zwischen die Fronten von kurdischer PKK und türkischem Militär geraten sind, stehen viele Dörfer der Zaza leer, sind nur noch im Sommer bewohnbar oder völlig zerstört.

Die Zahl der Zaza wird insgesamt auf 5–7 Millionen geschätzt, ihre Muttersprache Zazaki sprechen schätzungsweise 2–3 Millionen. In Deutschland leben ca. 150.000–200.000 Zaza.

Zeitschrift Dialog

Das Magazin DIALOG ist eine zweisprachige deutsch-polnische Zeitschrift, die seit 1987 existiert. Sie beschäftigt sich mit politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Aspekten der deutsch-polnischen Beziehungen.

Herausgegeben wird das Magazin von der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Bundesverband e.V., einem Dachverband von über 50 deutsch-polnischen Vereinen.

Seit 1998 leitet Basil Kerski, der Vater von Alexander, das Magazin. Basil Kerski ist Publizist und Politikexperte.

Zugvögel e.V.

Der gemeinnützige Verein Zugvögel e.V. wurde 2011 auf Initiative von ehemaligen Weltwärts-Freiwilligen ins Leben gerufen, um jungen Menschen aus Ländern des globalen Südens, wie Uganda, Ruanda, Ecuador und Nepal einen Freiwilligendienst in Deutschland zu ermöglichen. Ziel ist v.a. der interkulturelle Austausch und der Abbau von Vorurteilen. Während ihres Aufenthalts in Deutschland werden die Freiwilligen über Regionalstellen an ihren Einsatzorten betreut und haben in Seminaren die Chance, ihre Erfahrungen zu teilen und weiterzugeben.

Das Leseheft zur Ausstellung **VILLA GLOBAL – THE NEXT GENERATION** ist im Rahmen des Bundesmodellprojekts »HEIMAT BERLIN. Migrationsgeschichte für Kinder« entstanden.

Veranstalter

Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg
Abt. Bildung, Kultur und Sport
Fachbereich Kunst, Kultur, Museen

Jugend Museum

Hauptstraße 40/42, 10827 Berlin
Telefon 030 – 90277 6163
mail@jugendmuseum.de
www.jugendmuseum.de

Projektleitung

Petra Zwaka

Konzept und Redaktion

Johanna Muschelknautz

Interviews & Texte

Regina Huber, Gabi Kienzl, Christoph Kühn,
Christine Matt, Johanna Muschelknautz,
Sabine Ostermann, Ellen Roters,
Heinz Stadelmann, Petra Zwaka

Fotos

Laila, Jonni, Hanadi und Marthe Privatbesitz,
alle übrigen Jugend Museum

Dank

an die »Bewohnerinnen und Bewohner«
der neuen Villa für ihre Mitarbeit.

www.villaglobal.de

Das Projekt wurde gefördert im Rahmen des Bundesprogramms
»Toleranz fördern - Kompetenz stärken«.



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



